

Das Ostpreußenblatt

Nr. 24 – 16. Juni 2007

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Schwarzes Vorzeichen für den Gipfel in Heiligendamm: Aufmarsch der gewalttätigen Autonomen Foto: AP

Der große Bluff

Bilanz nach dem Gipfel von Heiligendamm: Hohe Kosten, wenig Ertrag

Von KLAUS D. VOSS

Im Kehraus des Gipfels von Heiligendamm findet sich kaum etwas von Belang. Wer mehr erwartet hatte, darf sich getäuscht fühlen. Die Treffen der Großen Acht scheitern regelmäßig – an ihrer eigenen Anmaßung. Der Gipfel von Heiligendamm bildet da keine Ausnahme. Angesichts der Ausschreitungen und der hohen Kosten für die Abwicklung des Politikertreffens ist die Frage legitim, ob Aufwand und Ertrag solcher Gipfel miteinander vereinbar sind.

Schon nach wenigen Tagen sind die „Erfolge“ von Heiligendamm verblaßt; niemand kann mehr übersehen, wie dick die Medienregisseure der einzelnen Delegationen aufgetragen hatten.

Der Fehler liegt in der Grundkonzeption des Gipfels selbst. Ursprünglich war G7 ja nur ein informelles Treffen, sollte also Bewertungsunterschiede zu wichtigen Wirtschaftsthemen bereinigen. Die Anmaßung liegt darin, daß heute die sieben stärksten Wirtschaftsnationen und Rußland den Fortgang der Weltpolitik festlegen wollen, sich aber noch nicht einmal auf minimale Ziele einigen können. Wer wie Bundeskanzlerin Angela Merkel guten Glaubens viel Energie und vor allem viel Glaubwürdigkeit in die Gipfelvorbereitungen investiert hatte, wurde schlecht entlohnt.

Die Konsenspolitik, die das Jahrzehnt nach dem Kalten Krieg bestimmt hatte, ist Vergangenheit. Die USA und Rußland nutzen die Dramaturgie solcher Gipfel, um offen Macht und Machtanspruch zu demonstrieren. Auch die fünf Schwellenländer China, Indien, Südafrika, Brasilien und Mexiko, die wegen ihres wirtschaftlichen Potentials eigentlich in die Gipfelrunde integriert sein müßten, sind kaum noch zu Konzessionen bereit: Sie lehnen Normendiktate strikt ab – sei es die Beachtung von Menschenrechten, die Vorgaben in der Klimapolitik, den Schutz von Marken und Patenten oder das Verlangen, Kapitalinvestoren mehr Freiheiten zu garantieren.

China brachte die Formel in die Verhandlungen ein, nach den Industrienationen seien jetzt einmal die Schwellenstaaten dran, Wohlstand anzuhäufen.

Demonstrativ egoistisch blieben die Supermächte. Die USA unterliefen die Klimaschutz-Doktrinen der europäischen Staaten, indem sie Klima-Maßnahmen für das Jahr 2050, also für die übernächste Generation, „in Betracht ziehen wollen“. Die EU-Staaten, auf dem falschen Bein erwischt, mußten diese diplomatische Ohrfeige noch als Erfolg ihrer veralteten Verhandlungspolitik ausweisen.

Nicht minder sonderbar war der Beitrag Rußlands zur Diskussion um das umstrittene Raketenabwehrsystem der USA mit Basen in Polen und Tschechien. Moskau bot die Nutzung eines russischen Stützpunktes in Aserbeidschan an – Pachtland aus sowjetischen Zeiten; beim Pokern nennt man so etwas einen Bluff.

Washington hatte allerdings wenig Mühe zu erwidern, warum sich Sicherheitsarchitektur nicht auf ein unsicheres Drittland stützen darf – die Delegation ließ den Etappenwitz kursieren, daß die Aserbaidschaner regelmäßig dem Stützpunkt den Strom abstellen, wenn die vereinbarten Zahlungen der Russen ausbleiben (Siehe auch Berichte auf den Seiten 6 und 8).

KLAUS D. VOSS:

Fünf vor Ende

Bei jeder Koalition muß man das Ende des Regierungsbündnisses im Auge behalten – eigentlich eine Selbstverständlichkeit, denn Koalitionen sind nur Verabredungen auf Zeit.

Das Ungemütliche an der Großen Koalition in Berlin ist, daß SPD-Chef Kurt Beck immer wieder an der Uhr dreht. Im Augenblick stehen die Zeiger auf Fünf vor Mitternacht. Das Ende der Großen Koalition ist nahe – und wird dann doch wieder aufgeschoben.

Das Spiel könnte so weiter gehen bis in den Oktober – spätestens auf dem SPD-Parteitag in Hamburg hat Beck Farbe zu bekennen. Vor dem Superwahljahr 2008 mit vier Entscheidungen auf Landesebene und drei Kommunalwahlen muß Klarheit herrschen über Beck, seine Ziele und die Zukunft der SPD.

Aber die Wähler haben nicht soviel Zeit übrig und noch weniger Geduld mit den Sozialdemokraten. Die Große Koalition hatte das Mandat übernommen, die zentralen Reformaufgaben des Staates anzugehen. Der Zorn der Wähler wird sich gegen den stärksten Bremser richten – und da kann die SPD bei den aktuellen Umfragen ablesen, wie groß der Unmut bereits ist. In den neuen Bundesländern liegt die PDS-Linke jetzt deutlich vor den Sozialdemokraten, bundesweit pendelt die Zustimmung um die 25 Prozent.

Niemand wird bezweifeln wollen, daß Beck ein doppeltrot-grünes Bündnis anstrebt – nur mit einer Mehrheit links der Mitte kann er sich Hoffnungen auf das Kanzleramt machen. Hier liegt aber auch der Grund, der Beck so zögern läßt. Seine Partei darf nicht noch weiter absacken, mit weniger als 25 Prozent geht die Rechnung nicht mehr auf. Die offene Frage bleibt: Wie hart straft der Wähler bei Fahnenflucht?

Das linke Opfer-Design

Wenn Halberstadt die Lehren aus Potsdam zieht: Erst ermitteln

Vor gut einem Jahr wurde Potsdam in schlechtes Licht gerückt: Aus dem Stand behaupteten linke Kreise, in der Stadt sei ein schwarzer Deutsch-Äthiopier aus rassistischen Gründen fast totgeschlagen worden. Der Betroffene, Ermyas Mulugeta (36), war zu Ostern 2006 volltrunken an einer Haltestelle in eine Schlägerei verwickelt; zwei Tatverdächtige wurden als Neonazis gebrandmarkt.

Vermutlich noch in dieser Woche geht das Verfahren seinem Ende zu; selbst Mulugetas Anwalt empfiehlt als Nebenkläger, die Anklage fallen zu lassen.

Um jeder Legendenbildung vorzubeugen: Polizei und Justiz hatten versucht, die Tat aufzuklären, mit einem Aufwand, wie er bei Delikten dieser Art selten ist. Nur es hat sich nichts bestätigt von den Vorwürfen.

Bestätigt hatte sich allein die alte Handlungsregel, erst das Ergebnis von Ermittlungen abzuwarten, ehe man urteilt. Brandenburgs Innenminister Jörg Schönbohm (CDU) und seine Polizeibeamten hatten früh geraten, die Lage ruhig und sachlich zu beurteilen – im harten Kontrast zum früheren Generalbundesanwalt Kay Nehm, der sich von linker Propaganda ins Geschirr hatte spannen lassen. Er zog entgegen allen Warnzeichen die Ermittlungen an sich, weil er glaubte, mit seiner Entschlossenheit das Ansehen der Bundesrepublik retten zu müssen.

Szenenwechsel nach Halberstadt, in die Schlägerei nach der Premierenfeier des Nordharzer Städtebundtheaters. Für die Polizei dort ein eher alltäglicher Einsatz, tief in der Nacht; sie kennt die Gewaltbereitschaft in manchen rechten und – nicht erst seit Rostock – linken Randzonen der Gesellschaft. Und die Beamten können erst recht unterscheiden zwischen den alkoholbasierten Auseinandersetzungen und politisch motivierten Straftaten. Die Masche mit dem linken Opfer-Design vom Neonazi-Überfall verfängt eher bei Lokalpolitikern, die sich karrierefürchtig auf jede Unterstellung einlassen.

Wenn es um Unterstellungen geht, bitte sehr: Das Nordharzer Theater ist eine kleine Subventionsbühne, die um ihre finanzielle Zukunft bangen muß. Da kann jedes Aufsehen helfen. *vs*

»Das ist evangelisch«

Nach dem Kirchentag: Klage über die Gottvergessenheit

Wieviel Irrtum paßt in einen einzigen Satz? Kirchentagspräsident Reinhard Höppner hätte beinahe mit nur wenigen Worten die gute Stimmung auf dem Protestantentreffen in Köln kippen können, als er Verhandlungen „mit Terroristen und radikal-islamistischen Taliban“ verlangte. Die meisten Gäste des Kirchentages überhörten höflich Höppners Fehldeutung. „Naiv und falsch“, wertete später der Bundesvorsitzende des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU, Thomas Rachel, die Weltensicht des SPD-Politikers Höppner. Rachel: „Wer Menschen zur Erreichung politischer Ziele gezielt und vorsätzlich tötet, hat Christus nicht auf seiner Seite.“

Wo Christus auf diesem Kirchentag war, ließ sich nicht immer sofort bestimmen. Immerhin widerstanden viele konservative Christen in lebhaften Diskussionen der Forderung, neue Bibelübersetzungen zu akzeptieren – etwa die feministisch inspirierte „Bibel in gerechter Sprache“ oder die vulgär formulierte „Volxbibel“. Der stellvertretende EKD-Ratsvorsitzende Christoph Kähler behauptete sich in der Diskussion mit seiner Ansicht, die „Bibel in gerechter Sprache“ verfälsche den Urtext. Andere sagten, diese Übersetzung sei „völlig fehlgeleitet“ und ungeeignet für den liturgischen Gebrauch.

Das kunterbunte Treffen, das vor allem viele junge Menschen begeistert hatte, setzte allerdings gestandenen Theologen zu. Hartmut Steeb, Generalsekretär der Deutschen Evangelischen Allianz, klagte, daß in diesem „uferlosen Pluralismus“ das Glaubenszeugnis unscharf geblieben sei: „Widergöttliches, Widerbiblisches und Widerchristliches“ habe einen ebenbürtigen Platz bekommen.

Dagegen hatten die Grundsorgen der Kirche nur am Rande Platz – die Kirchenaustritte und der Verlust an Rückhalt in der Gesellschaft. „Die Gottvergessenheit, aus der Raffgier, Korruption, Terror, Haß und Bosheit erwachsen“, wie es der Präses des Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes, Christoph Morgner, anführte. Dieser Zusammenhang, der die Mission so dringlich mache, hätte wesentlich stärker herausgestellt werden müssen: „Das ist evangelisch.“ *vs*

»Sichtbares Zeichen« angemahnt

Es ist ein Widerspruch in sich: Das Schicksal der Deutschen durch Flucht und Vertreibung bewegt so viele Menschen im Lande wie seit Jahrzehnten nicht, aber das „Sichtbare Zeichen“ zur Erinnerung an das millionenfache Leid der Heimatvertriebenen sei „derzeit noch völlig unsichtbar“. Erika Steinbach, die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen (BdV), erinnerte damit die Große Koalition an ihre Verpflichtung aus dem Koalitionsvertrag, eine Dokumentationsstätte in Berlin als „sichtbares Zeichen zu Flucht und Vertreibung“ zu errichten. Frau Steinbach zeigte sich auf der BdV-Bundesversammlung in Berlin zuversichtlich, daß es zu einer „guten Lösung“ kommen werde. Über die Köpfe der Betroffenen hinweg könne und dürfe eine solche Einrichtung nicht entwickelt werden.

Zuvor hatte sie angesprochen, daß zum Beispiel das ZDF mit seinem Zweiteiler „Die Flucht“ jeden Abend mehr als zehn Millionen Menschen erreicht habe; es gebe reges Interesse und Mitgefühl und neues Engagement für diesen einschneidenden Teil der deutschen Geschichte.

Die Ausstellung „Erzwungene Wege“ über das Schicksal der Flüchtlinge und Vertriebenen, die im Berliner Kronprinzenpalais 60 000 Besucher gesehen hatten, wird als Wanderausstellung fortgeführt; die erste Station wird ab dem 17. Juni die Paulskirche in Frankfurt / Main sein.

Auf der BdV-Bundesversammlung wurde Barbara Stamm, I. Vizepräsidentin des Bayerischen Landtages und frühere Staatsministerin für Soziales, in Würdigung ihrer Verdienste um die Menschenrechte mit der Ehrenplakette des Bundes der Vertriebenen ausgezeichnet. Frau Stamm sei eine unermüdliche Streiterin für die Rechte der Vertriebenen, hieß es in der Würdigung. *vs*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr: Gutes Geld!

Die gut gefüllten Kassen der Bundesagentur für Arbeit (BA) wecken Begehrlichkeiten beim Finanzminister. Jetzt möchte Steinbrück den durch die Mehrwertsteuererhöhung ermöglichten Zuschuß des Bundes in Höhe von 6,5 Milliarden Euro wieder streichen. Offenbar hat er vier Milliarden Euro dieser Summe bereits für den Bundeshaushalt 2008 eingeplant und die verbleibenden 2,5 Milliarden Euro für den versprochenen Zuschuß bei den Krankenkassen vorgesehen. Als Trostpflaster müßte die BA keinen Aussteuerbetrag mehr zahlen. Bisher überweist sie für jeden nicht innerhalb eines Jahres vermittelten Arbeitslosen 10 000 Euro an den Bund.

1.500.823.331.774 €

(eine Billion fünfhundert Milliarden achthundertdreiundzwanzig Millionen dreihunderteinunddreißigtausend und siebenhundertvierundsiebzig)

Vorwoche: 1.500.184.383.134 €
Verschuldung pro Kopf: 18.205 €
Vorwoche: 18.198 €

(Stand: Dienstag, 12. Juni 2007, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Prima Klima

Millionengeschäft mit Qualm: Handel mit Luftverschmutzungsrechten

Von Mariano Albrecht

Ab 2008 kann Deutschland Rechte über die Emission von Treibhausgasen international handeln und Millionen kassieren. Allerdings bleibt der Markt für die Emissionsrechte übersichtlich, denn der G8-Gipfel in Heiligendamm hat an der so wichtigen Haltung der USA nichts Greifbares geändert.

Obwohl Merkel verbindliche Zusagen vom Gipfel mit nach Hause nehmen wollte, erntete sie in Sachen Klimaschutz nur eine Absichtserklärung von US-Präsident George W. Bush, die Halbierung der Treibhausgas-Emissionen unter Federführung der Uno bis 2050 in Betracht zu ziehen. Die höchstmögliche Ausbeute wäre allerdings gewesen, Bush zur Ratifizierung des Kyoto-Protokolls zu bewegen, denn die Vereinbarung, die im Jahr 1997 von 156 Staaten paraphiert wurde, um eine international gültige Richtlinie zum Klimaschutz zu schaffen, sollte der Maßstab im Kampf gegen den Klimawandel sein. Aber davon war gar nicht die Rede. Ohne die USA bleibt das Kyoto-Protokoll, dessen Halbzeit in diesem Jahr ausläuft, eine Aufführung ohne Hauptdarsteller.

Bis zum Jahr 2012 hatten sich die Unterzeichnerstaaten verpflichtet, den weltweiten Ausstoß von klimaschädlichen Gasen um fünf Prozent gegenüber 1990 zu verringern. Dabei wurde bei der Verteilung der Verschmutzungskontingente die industrielle Entwicklung der einzelnen Nationen berücksichtigt und das System des Emissionsrechtehandels eingeführt. Hatte ein Unternehmen oder ein Staat an seinem zugeteilten Kontingent an Luftverschmutzungsrechten durch den Einsatz umweltfreundlicher Technologien, zum Beispiel bei der Energieerzeugung, gespart, konnte es die eingesparten Luftverschmutzungskontingente an andere Unternehmen oder Staaten, die beabsichtigten, ihr Kontingent zu überschreiten, übertragen oder verkaufen, ein Nullsummenspiel für die Umwelt, jede Menge Bürokratie, und Kosten, die insbesondere kleinen und mittleren Unternehmen zu schaffen machen. Die größten Luftverpester wie die USA oder Kanada weigern sich, das Abkommen zu ratifizieren, Schwellenländer wie China und Indien müssen sich nicht an die Auflagen halten, weil es ihnen an Technologie zur Schadstoffreduzierung fehlt. Und so ex- und importieren die EU-Staaten ihre Abgaskontingente hin und her und schreiben nach Bedarf den Staaten mit „Kyotofreibrief“ mal hier mal dort etwas gut, in der Hoffnung, unterm Strich die eine oder andere Tonne Schadstoffausstoß zu vermeiden oder zumindest allen das Gefühl zu geben etwas Gutes getan zu haben. Was der eine einspart, dürfen die anderen in die Luft blasen, aktiver Klimaschutz kann das nicht sein. Die Umweltschützerfraktion leitet derweil die zweite Runde in der zur Formalie entschärften Kyoto-Vereinbarung ein. Umweltpolitiker fordern ab 2008 die Versteigerung von mindestens zehn Prozent der Emissionsrechtezertifikate bei gleichzeitiger Reduzierung der Kontingente. Das soll den Qualm teuer machen und Unternehmen zwingen, den Ausstoß an Schadstoffen zu reduzieren. Dabei könnte das System zur Wachstumsbremse für die Wirtschaft mutieren, da jede Veränderung am Markt den unter Umständen teuren Zukauf von Emissionsrechten erfordern würde.

Die Zeche zahlt der Verbraucher, zum Beispiel durch steigende Strompreise, weil Energiekonzerne die Ausgaben für die Energieerzeugung, die durch den Zukauf von Emissionsrechten steigen würden, auf die Verbraucherpreise umlegen würden. Im Gegenzug bestünde bei Einsparungen durch umweltfreundliche Energieerzeugung keine Verpflichtung, die Gewinne aus dem Verkauf der ungenutzten Verschmutzungskontingente an den Kunden weiterzugeben. Unternehmen könnten so „unerwartete Gewinne“ verzeichnen, der Umwelt wäre nicht geholfen, weil andere zum Gegenwert verschmutzen dürften. Verheerende Auswirkungen könnte das Versteigerungsmodell auf die exportierende Industrie haben. Während sich deutsche Unternehmen bei steigender Nachfrage nach ihren Produkten und somit einer Steigerung der Produktion mit zusätzlichen Emissionsrechten versorgen müßten, können Schwellenländer wie China und Indien, die an keine Beschränkungen gebunden sind, in die Bresche springen und den Markt billig bedienen. Deutsche Unternehmen würden bei der Globalisierung zurückbleiben. Klimaschutz als Konjunkturbremse, von den Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt mal ganz abgesehen. Bis zum jetzigen Zeitpunkt konnte Deutschland seinen Ausstoß an Treibhausgasen um 17 Prozent senken, ohne daß nachteilige Auswirkungen auf den Markt spürbar geworden wären, da die Unternehmen die Kontingente bisher kostenlos vom Staat zugeteilt bekamen. Wenn ab 2008 ein quasi börsennotierter Handel mit Luftverschmutzungsrechten eingeführt würde, wären Deutschland und die EU gegenüber Ländern, die nicht an das Kyoto-Protokoll gebunden sind, im Nachteil. US-Präsident Bush ist somit fein raus, mit seiner schwammigen Aussage in Heiligendamm hält er sich Ärger mit der US-Wirtschaft vom Hals und hat den Kyoto-Unterzeichnern charmant die Beruhigungspille in die Suppe gerührt.

In der Großen Koalition hört man derweil schon die Kassen klingen. 500 bis 800 Millionen Euro Einnahmen erhofft sich die Regierung aus dem Emissionsrechtehandel, und die sollen nach dem Willen von Entwicklungshilfeministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul (SPD) in die Afrikahilfe fließen. Energiepolitiker der Großen Koalition fordern, die Einnahmen aus der Versteigerung der Zertifikate für einen Energiesparfonds oder Entlastungen der mittelständischen Wirtschaft bei der Stromsteuer zu nutzen.

Von Entlastungen bei der Ökosteuer oder der Stromsteuer für private Verbraucher ist nicht die Rede.



Meinung in der Bevölkerung: Windrad gut, qualmender Schornstein böse Foto: ddp

Wiederbelebung einer Totgeburt

Reform der Pflegeversicherung beginnt mit Streit in der Großen Koalition

Von Rebecca Bellano

Das Gewürge geht weiter! So oder so ähnlich kann man die nun anstehende Reform der Pflegeversicherung überschreiben, die nach der Gesundheitsreform das zweite Meisterstück der Großen Koalition werden sollte. Doch schon die Gesundheitsreform ist ein Flickwerk aus lauter Halbherzigkeiten geworden und schon die ersten Diskussionen zur Pflegeversicherung lassen ähnliches vermuten.

Dabei liegen die Probleme auch hier ganz offen. Derzeit zahlt jeder Arbeitnehmer 1,7 Prozent seines Bruttolohnes – Kinderlose seit 2005 0,25 Prozentpunkte mehr – in die gesetzliche Pflegeversicherung. Kommt es zu einem Pflegefall, zahlt diese je nach Intensität des Pflegebedarfs und der Tatsache, ob der zu Pflegende daheim oder im Heim betreut wird, zwischen 384 Euro und 1668 Euro. Nur 20 Prozent der Leistungsempfänger sind Menschen unter 65 Jahren, die wegen geistiger oder körperlicher Behinderung, schwerer Krankheit oder nach einem Unfall fremder Hilfe bedürfen. Gut 80 Prozent sind jedoch Personen über 65 Jahren und je älter diese sind, desto höher ist der Pflegebedarf. 60 Prozent der über 90jährigen Frauen sind pflegebedürftig. Da die Menschen immer älter werden, steigt auch die Wahrscheinlichkeit, alleine nicht mehr zurechtzukommen. Auf die Pflegeversicherung kommen also aufgrund der demographischen Entwicklung bei abnehmender Zahl an Einzahlern mehr Leistungsempfänger hinzu. Auch werden weniger Pflegebedürftige daheim gepflegt, was die Kosten zusätzlich erhöhen wird.

Dieses Problem ist nicht neu. Das wußten die Erschaffer der 1995 in Kraft getretenen Pflegeversicherung schon damals. Die Rürup-Kommission, die 2003 bereits ihre Reformvorschläge zur sozialen

Immer mehr Ältere bedeutet mehr Pflege

Pflegeversicherung vorgelegt hat, spricht in ihrem Papier deswegen von einem Mangel an Nachhaltigkeit, den man damals bewußt in Kauf genommen habe. In den Genuß der Leistungen kamen bisher ältere Leistungsempfänger, die kaum oder gar keine nennenswerten Versichertenbeiträge entrichtet hatten.

Doch wie will man das Lebensrisiko Pflegebedürftigkeit absichern, hierbei auch noch einen gewissen Qualitätsstandard halten, wenn die Kosten immer größer werden und von Generationsgerechtigkeit keine Rede mehr sein kann?

Die Beiträge einfach erhöhen ist schwierig, zumal man den Anstieg der Lohnnebenkosten doch gerade vermeiden will, also ist guter Rat teuer. Und auch die Wirtschaftsweisen unter Rürup geben der Großen Koalition keine wirklichen Hilfen an die Hand. Dort ist von Leistungsverbesserungen für die steigende Zahl (240 Prozent bis 2050) an Demenzkranken die Rede. Auch sollen die Leistungen für ambulante Pflege stärker an die für die stationäre angeglichen werden. Desweiteren wird beabsichtigt, die Leistungen an die steigenden Kosten anzupassen. Doch das verursacht nur mehr Kosten. Dafür sollen Rentner mehr zahlen und Arbeitnehmer einen Betrag in gleicher Höhe wie die Mehrbelastung der Rentner für die private Pflegevorsorge nutzen – wobei: Bisher gibt es kaum Versicherungen, die entsprechende Produkte anbieten. Dabei bestünde durchaus Bedarf, denn selbst wenn die Pflegeversicherung 1668 Euro Höchstsatz für die stationäre Vollpflege zahlt, deckt das nicht die Kosten eines derartigen Platzes von über 3000 Euro. Je nach Höhe der Rente der Pflegebedürftigen und eigenem Einkommen müssen Kinder jetzt schon für ihre Eltern draufzahlen.

Wirtschaftsweise sind sich uneins

Eine Versicherung, um diesen Fehlbetrag abzudecken, böte sich längst an, doch offenbar ist dies für Versicherer kein lohnendes Geschäft.

Auch die Rürup-Kommission hat also keine wirklich guten Vorschläge und ist sich zudem noch uneins darüber, inwieweit ein Umstieg auf eine kapitalgedeckte Pflege, eine Kopfpauschale oder ein steuerfinanziertes Modell möglich sei.

Und auch in der Großen Koalition herrscht Uneinigkeit. Schon alleine der Termin, zu dem das Thema behandelt werden soll, löst Streit aus. Dem linken Flügel der SPD unter Andrea Nahles fällt nichts Besseres ein, als schon wie bei der Gesundheitsversicherung auf einen Finanzausgleich der Privat-Versicherten zu drängen. Doch die hat demnächst genug mit sich selber zu tun, da sie aufgrund der Einstellungswelle im öffentlichen Dienst in den 70er Jahren dringend Reserven zurücklegen muß.

Gesundheitsministerin Ulla Schmidt (SPD), die zusammen mit Familienministerin Ursula von der Leyen (CDU) und Verbraucherminister Horst Seehofer (CSU) an einem Reformentwurf arbeitet, hat bereits eine Beitragssteigerung von 0,5 Prozentpunkten angekündigt, doch hiermit sollen vor allem die Leistungen für Demenzkranke verbessert werden. Die Union wünscht sich den Aufbau eines Kapitalstocks, um die Risiken aus der demographischen Entwicklung abzudecken. Der Chef der Unionsfraktion im Bundestag, Volker Kauder, hat zudem mehrmals von einer Art Riester-Pflege gesprochen, indem der Staat private kapitalgedeckte Vorsorge für den Pflegefall steuerlich unterstützen würde.

Und während die Politiker sich widerwillig an eine überfällige Reform rantasten, melden die meisten Pflegeheime Notstand. Da sie schon jetzt mit ihrem Geld nicht auskommen, gibt es zu wenig Personal. Das wiederum mindert Qualität und Quantität der Pflege.

Freie Bahn für Rüpel

Von HARALD FOURIER

Am Sonntag drängelten sich mal wieder die Besucher in der Neuen Nationalgalerie: Das Museum zeigt „die schönsten Franzosen, die aus New York kommen“, nämlich französische Impressionisten, entliehen vom Metropolitan Museum of Art. Gezeigt werden unter anderem Werke von van Gogh, Monet und Cézanne.

Nicht jeder muß einen weiten Fußweg vom Parkplatz zum Museum zurücklegen. Ein Angestellter des Sultanats Oman hat seinen Wagen einfach auf dem Bürgersteig vor dem Museum abgestellt und ist hineinspaziert. Die Polizei kann nichts gegen den Falschparker tun. Er fährt einen Diplomatenwagen.

Im Jahr 2006 ist die Rüpelei von Botschaftsangehörigen stark angestiegen. 10179 Delikte verbuchte die Polizei. Das entspricht einem Anstieg um 48 Prozent gegenüber 2005!

Botschaftsangehörige genießen Immunität und können daher nicht verfolgt werden. Gerade die Vertreter von Staaten aus dem arabischen Raum machen gern Gebrauch von diesem Privileg. Saudi-Arabien führt die Liste der Rowdydiplomaten an, gefolgt von EU-Mitglied Griechenland, Ägypten und Iran.

Es kann mitunter gefährlich werden, wenn ein Botschaftsangehöriger volltrunken durch die Gegend saust. Vor drei Jahren raste ein Mercedes der E-Klasse einer Polizeistreife in Reinickendorf davon. Am Steuer saß kein Geringerer als Nikolai Apostoloff, der bulgarische Botschafter.

Weil er sich zunächst weigerte, seine Papiere zu zeigen, nahm ihm ein Polizist den Wagenschlüssel ab. Apostoloff holte seinen Ersatzschlüssel aus der Tasche und fuhr weiter. Doch er kam nicht weit. Bei der nächsten Begegnung kam es zu einer Rangelei mit den Polizisten. Der noch unerkannte Botschafter verletzte einen Beamten leicht. Als der Bulgare jedoch endlich seinen Ausweis zeigte, mußten die Beamten ihn fahren lassen. Später wurde Apostoloff von seinem Land abberufen.

Solche Geschichten gibt es aus allen Hauptstädten der Welt. Der US-Kolumnist Patrick Buchanan beschreibt in seiner Autobiographie („Right from the beginning“), wie er in Washington in den 50er Jahren mit dem Sohn des irischen Botschafters unterwegs war. Dieser fuhr wie ein Berserker und rammte sogar einmal das Häuschen eines farbigen Parkhauswächters, nur weil der es gewagt hatte, ihm einen Parkplatz zu verweigern. Schon damals galten die gleichen Regeln: Er genoß Immunität und kam davon.

Diplomaten sollen Brücken schlagen zu den anderen Völkern. Beim Anblick so mancher Vertreter dieses eigentlich noblen Berufsstandes hat man Verständnis dafür, daß die Menschen des Mittelalters Zugbrücken bevorzugten, die sie zu ihrer eigenen Sicherheit jederzeit hochklappen konnten. Die Rüpel mußten dann draußen bleiben.

Geschenk des Neubeginns

850 Jahre Mark Brandenburg: Platzeck versenkt das Erbe von Vorgänger Stolpe

Von MARKUS SCHLEUSENER

Es sollte ein schöner Tag des Stolzes und der Besinnung werden. Doch für Brandenburgs Ex-Ministerpräsident Manfred Stolpe (SPD) geriet der Festakt „850 Jahre Brandenburg“ vergangenen Montag im Dom der Havelstadt zur kalten Dusche, Schuld war sein Nachfolger Matthias Platzeck.

„Vor 850 Jahren eroberte Albrecht der Bär die Burg. Was Otto der Große begonnen hatte, konnte fortgesetzt werden. Und Seelsorger machten diese Mission glaubwürdiger“, lobte der evangelische Bischof Huber in seiner Predigt die Arbeit seiner Kirche und die „1000 Jahre Christentum, auf die wir heute zurücksehen.“ Vor 1000 Jahren war das Land zwischen Elbe und Oder zwischen Deutschen und sogenannten Elbslawen bereits heftig umkämpft. Die Elbslawen waren ein halbes Jahrtausend zuvor den germanischen Ureinwohnern gefolgt, die mit der Völkerwanderung nach Süden und Westen abgewandert waren. 948 gründeten die Deutschen in Brandenburg an der Havel wahrscheinlich das erste Bistum östlich der Elbe. Aber beim großen Slawenaufstand 983 wurden die Deutschen wieder vertrieben. Vorläufig.

Der Ausbreitung von Christentum und abendländischer Kultur, die mit den Deutschen ins Land kamen, war aber nicht mehr aufzuhalten. Deutsche und Elbslawen näherten sich schließlich immer mehr an. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts gelang es Albrecht dem Bären, dem Markgrafen der Nordmark, das Erbe des letzten Slawenherrschers auf der „Brandenburg“, Pribislaw-Heinrich, zu erlangen.

Doch dieses Erbe wurde Albrecht von einem Verwandten Pribislaws verweigert, der selbst die „Brandenburg“ besetzte. 1157 gelang es Albrecht nach langer Belagerung und heftigen Kämpfen, die Burg einzunehmen. Diesmal endgültig. Das war am 11. Juni 1157, die Mark Brandenburg war endgültig aus der Taufe gehoben.

Das Land und die Stadt Brandenburg begingen das Jubiläum am Montag mit Hubers Predigt und einem großen Staatsakt. Auch die Spitzen der Landespolitik waren anwesend, als der Bischof an die weitere Entwicklung erinnerte und auch an die weniger schönen Ereignisse: 30jähriger Krieg, die Nationalsozialisten, die Kommunisten.

Vor allem mit der SED-Herrschaft, unter der die Kirche besonders zu leiden hatte, ging er hart ins Gericht. Es gebe noch zahlreiche Zeitzeugen, die miterlebt hätten, „wie Todesstreifen in den märkischen Sand gegraben worden“ seien und die Stasi Menschen erniedrigt habe. „Aber Gott schenkte uns einen Neubeginn.“

Huber kam nicht an der aktuellen Abwanderungs- und Überalterungstendenz vorbei. Die „flotten und pfiffigen Töchter“ warteten auf eine „Charmeoffensive der jungen Männer“, sonst gingen sie weg, also in den Westen. Deshalb bot er an: „Gerne richten wir im ganzen Land Traumhochzeiten aus.“ Auch um den Nachwuchs will er sich gern kümmern: „Unsere Kindergärten gelten nicht als die schlechtesten.“

Dann erinnerte die Bürgermeisterin der Stadt Brandenburg, Dietlind Tiemann (CDU), an den stürmischen Aufstieg der Stadt im 20. Jahrhundert. Nach 1945 habe sich Brandenburg an der Havel zum größten Stahlproduzenten der DDR entwickelt. Die Stadt hätten damals 100000 Einwohner bevölkert. Heute sind es noch 73783.

Ministerpräsident Matthias Platzeck (SPD) nutzte die Jubelfeier für einen Mix aus Regierungserklärung und Wahlkampfauftritt. „Seit der Wende hat sich das Leben deutlich verändert. Viele haben eine andere Arbeit. Viele haben erfahren, was Arbeitslosigkeit bedeutet. Und zu viele haben das Land verlassen.“ Kein nettes Zeugnis für seine allesamt SPD-geführten Vorgängerregierungen.

Aber im Hier und Jetzt sei alles gut, so der Regierungschef weiter: „Die Wirtschaftszahlen übertreffen alle Erwartungen. Seit zwölf Monaten sinkt die Arbeitslosigkeit. Anders als noch vor zehn Jahren können wir jedem und jeder sagen: Ihr habt hier eine Perspektive und müßt nicht weggehen.“ Eigentlich fehlt nur noch, daß Platzeck die Worte von Bischof Huber wiederholt: Gott schenkte uns einen Neubeginn.

Vor zehn Jahren also muß es hier die Hölle gewesen sein – damals war Platzecks Parteifreund Manfred Stolpe Ministerpräsident. Stolpe sitzt in der zweiten Reihe und sieht Platzeck wortlos an. Er schluckt und blickt düster zum Redner hinüber.

Platzeck sieht nun Stolpe an, dann huscht sein Blick nervös ins Kirchenschiff. Offenbar fiel ihm jetzt erst auf, daß er soeben die politische Arbeit seines noch immer beliebten Vorgängers regelrecht versenkt hatte. Hilflos versucht er, den Schaden zu begrenzen: „Manfred Stolpe gab uns das Lied Märkische Heide, das so oft gesungen wird.“

Dann kommt Platzeck bruchlos zur Besiedlung Brandenburgs nach der Eiszeit, als wolle er sich vor der Peinlichkeit in die endlosen Weiten der Geschichte flüchten. Doch das Kind war längst im Brunnen.

Wie alt die Mark Brandenburg wirklich ist, darüber streiten die Historiker seit langem: Da 929 König Heinrich I. die Burg schon einmal erobert hatte, sehen viele jenes Datum als den Geburtstag der „Mark“ an. 1929 gab es daher schon mal eine 1000-Jahr-Feier!

Wieder andere sehen das Jahr 948 als das Gründungsjahr, als Heinrichs Sohn Otto der Große in Brandenburg einen Bischofssitz gründete. Ebenfalls in Frage käme als Außenseiter das Jahr des Neubaus der Spandauer Zitadelle, die 1150 errichtet worden ist. Dann wäre schon bald (2010) die 860-Jahr-Feier angesagt!



Alt und ehrwürdig: Der Dom in Brandenburg an der Havel

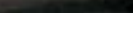


Foto: epd

Machtkampf um eine Straße

Warum Rotarmisten geehrt werden und ein deutscher Marineoffizier nicht einmal einen Feldweg wert ist

Von MARKUS SCHLEUSENER

Für Falk Janke war das alles ganz einfach. „Die Jüngeren hier im Dorf, die so um die 30 sind, die reden eben viel über den Krieg. Mensch, da habe ich gesagt: Wir haben einen U-Boot-Kommandanten von hier. Benennen wir doch einen Weg nach dem!“

Gesagt, getan. Falk Janke überzeugte also erst die Seelower CDU-Fraktion, der er als Mitglied der Partei „Die Rechte“ angehört, und den Bürgermeister des betroffenen Stadtteils Werbig André Höhne (CDU). Danach nickte das Seelower Stadtparlament seinen Vorschlag ab. Die Feldstraße hieß fortan Seibickeweg.

Kapitänleutnant Günter Seibicke kommandierte U436, das am 26. Mai 1943 im Nordatlantik versenkt wurde. Zuvor hatte Seibickes Mannschaft selbst sieben andere Schiffe erfolgreich torpediert. Der Kommandant erhielt dafür das Ritterkreuz.

Grund genug für die „sensible Öffentlichkeit“, Seibicke als „linientreuen Unterstützer des NS-Regimes“ („Berliner Zeitung“) zu brandmarken, obwohl er kein Parteimitglied und schon 1931 in die Marine eingetreten war.

Die PDS-Linkspartei schlug Alarm in der Stadtverordnetenversammlung. Der SPD-Bürgermeister von Seelow, Udo Schulz, gab plötzlich vor, nicht gewußt zu haben, nach wem diese kleine Straße überhaupt benannt worden sei. Dann trat der Hauptausschuß zusammen, um die Rückbenennung des Seibickewegs in „Feldweg“ vorzuschlagen. (Der Weg ist so hinüber und mit Schlaglöchern übersät, daß sich die Abgeordneten nicht trauen, ihn wieder „Straße“ zu nennen.)

Falk Janke ist entsetzt: „Schämen wir uns denn gar nicht, daß wir so mit unserer Geschichte umgehen“, fragt der 44jährige. Bei Seelow fand 1945 die letzte größere Feldschlacht vor dem Fall Berlins statt. „Deswegen steht in fast jedem Dorf ein Russenpanzer oder -denkmal“, an denen niemand etwas auszusetzen habe.

Die Leninstraße ist erst 2006 aus dem Stadtplan verschwunden. Und noch immer gibt es eine Thälmann- und eine Erich-Weinert-Straße. Letztere erinnert an den Schriftsteller und Chef des kommunistischen „Nationalkomitees Freies Deutschland“. Janke plant jetzt die Gründung eines „Geschichtsvereins Günter Seibicke“.

Die lokale Posse ist jetzt zum Politikum geworden, weil im CDU-internen Machtkampf jedes Argument und Mittel recht zu sein scheint. Wegen der Straßenumbenennung sind nämlich zwei führende CDU-Mitglieder aus der Partei ausgetreten. Sagen sie jedenfalls.

Ines Wollschläger ist Chefin der örtlichen Frauenunion und duldet keine Benennung einer Straße nach hochdekorierten Wehrmachtsoffizieren, wie sie sagt. Die Vorsitzende des Kreisverbandes Märkisch-Oderland Beate Blechinger hätte einschreiten müssen, findet Wollschläger. Unzufrieden mit Blechingers Amtsführung ist auch René Krone, der frühere CDU-Kreisgeschäftsführer leitet heute das Büro des Landtagsabgeordneten Dierk Homeyer.

„Da hätte man sich gegen verwahren müssen“, findet schließlich auch Ingo Lungwitz mit Blick auf die Straßenumbenennung und erklärte seinen Rücktritt als Blechingers Stellvertreter. „Das wurde typischerweise überhaupt nicht thematisiert bei uns im Vorstand“, kritisiert er gegenüber der *Preußischen Allgemeinen*.

Alle drei sind unzufrieden mit der Arbeit der Kreisvorsitzenden Blechinger, die hauptberuflich brandenburgische Justizministerin ist. Die Causa Seibicke kam ihnen offenbar gerade recht.

Im Landesverband geht es nicht anders zu. Dort kämpfen noch immer die Kontrahenten Sven Pette und Ulrich Junghanns verbissen um die Macht in der Partei.

Und Falk Janke wundert sich und fragt, wann die brandenburgische CDU zur Vernunft kommen will: „Im Kreistag lachen sich die Linken doch jetzt schon krumm und schief über die CDU-Leute.“

Streitpunkt oder nur Vorwand? Der umbenannte Weg in Werbig Foto: ms

Deutschpflicht voller Erfolg

Die Einigung auf Deutsch als einzige Sprache nicht nur im Unterricht, sondern auch auf dem Pausenhof der Berliner Hoover-Realschule hat sich als durchschlagender Erfolg erwiesen.

Im Januar 2006 war die Schule schwer unter Beschuß geraten, als die türkische Zeitung „Hürriyet“ gegen den gemeinsamen Beschluß von Lehrern, Schülern und Eltern mobilmachte, nur noch deutsch zu sprechen. 90 Prozent der Hoover-Schüler sind nichtdeutscher Herkunft. Der Türkische Bund und Grünen-Chefin Claudia Roth gingen scharf gegen angebliche „Germanisierung“ und „Diskriminierung“ nichtdeutscher Schüler vor.

Heute stellt Schulleiterin Jutta Steinkamp fest, daß die schulischen Leistungen fast aller Schüler spürbar gestiegen seien seit dem Deutsch-Beschluß. Der aus Serbien stammende Schülersprecher Nezir Asanovic hebt hervor, daß die Gewalt deutlich abgenommen habe: „Jetzt sind unsere Konfliktlotsen arbeitslos.“ *H.H.*

Zeitzeugen



Juan José Ibarretxe Markuartu – Der Vorsitzende der Baskischen Nationalen Partei und Ministerpräsident der Autonomen Region des Baskenlandes sorgte 2003 mit einem Plan zur Ausweitung der Autonomie bis hin zur Unabhängigkeit des Baskenlandes für heftige innenpolitische Diskussionen in Spanien.

José Ignacio Lopez de Arrioúa – Der 1941 in der Nähe von Bilbao geborene Lopez legte in der internationalen Automobilindustrie eine Musterkarriere hin. 1993 holte Ferdinand Piech den durch seine Härte und sein Verhandlungsgeschick berühmten Lopez von General Motors zu VW. Der Absturz kam, als bei Lopez Unterlagen über den damals völlig neu entwickelten Opel Corsa B von GM gefunden wurden. Der Skandal kostete VW 100 Millionen US-Dollar.



Bixente Lizarazu – Der 1969 geborene Profifußballspieler wurde im französischen Teil des Baskenlandes geboren. Er begann seine Karriere 1988 bei Girondins Bordeaux, später wechselte er zum spanischen Erstligisten Athletic Bilbao. Der Verein ist dafür bekannt, daß er nur baskische Spieler in seine Reihen aufnimmt. Er ist damit einer der wenigen Nicht-Spanier, die für Athletic Bilbao und auch für die Baskische Fußballauswahl spielen durften. 1997 bis 2006 spielte er in 182 Bundesligaspielen für Bayern München und wurde mit den Bayern sechsmal Deutscher Meister.

Francisco Franco – Er war in der Zeit von 1939 bis zu seinem Tode im Jahr 1975 Staatschef von Spanien. Er unterdrückte die regionalistischen Tendenzen in Katalonien und im Baskenland und begünstigte somit die Entstehung der baskischen Separatistenorganisation Eta.



Christina von Spanien – Die 1965 geborene, zweite Tochter von König Juan Carlos I. von Spanien und Sophia von Griechenland ist seit 1997 mit Iñaki Urdangarin Liebaert verheiratet. Dieser ist ein ehemaliger baskisch-spanischer Handballspieler. Beide sind Herzogin und Herzog von Palma de Mallorca. Das Ehepaar hat vier Kinder, die auf den Plätzen sieben bis zehn der spanischen Thronfolge stehen.

Zapateros Eta-Fiasko

Spaniens Premier steht vor dem Scherbenhaufen seiner zwielichtigen Strategie

Von Hans Heckel

Es dürfte die unangenehmste Unterredung seiner dreijährigen Amtszeit gewesen sein. Vergangenen Montag empfing Spaniens sozialistischer Premier José Luis Rodríguez Zapatero den Chef der konservativen Oppositionspartei „Partido Popular“ (PP), Mariano Rajoy. Zu dem Treffen im Moncloa-Palast, dem Sitz des Ministerpräsidenten, sah sich Zapatero gezwungen, nachdem kurz zuvor eines der größten und gleichwohl umstrittensten Projekte seiner Regierung spektakulär gescheitert war: der „Dialog“ mit der baskischen Terrorbande Eta.

Am 5. Juni hatten die Terroristen einen „Waffenstillstand“, den sie am 24. März 2006 erklärt hatten, öffentlich gekündigt. Für Zapatero eine Blamage sondergleichen, für Rajoy, der jedweden Dialog mit den Terroristen stets abgelehnt hatte, die eindrucksvolle Bestätigung seines harten Kurses.

In die Klemme geraten war Sozialist Zapatero bereits zur Jahreswende, als die Eta – mitten im angeblichen Waffenstillstand – am 30. Dezember ein Parkhaus am Madrider Flughafen in die Luft jagte und dabei zwei Menschen tötete. Die nunmehr offizielle Beendigung der brüchigen Waffenruhe durch die Eta bedeutet für den Premier ein Fiasko sondergleichen.

Dies gilt nicht allein für seinen Versuch, die Terrorbande durch Entgegenkommen zur Beendigung der Gewalt zu bewegen. Auch hat Zapatero einen empfindlichen Rückschlag erlitten bei seiner Strategie, in Spanien eine haltbare „strukturelle Mehrheit“ gegen die Konservativen zu zimmern. Denn auch dies steckte hinter seiner „Dialog“-Linie.

Spanien kennt keine klassische Partei der Mitte, die im Zweifel den Ausschlag geben könnte für eine Mitte-Links- oder Mitte-Rechts-Regierung, die also eine Rolle spielen könnte wie lange Zeit die deutsche FDP. Gleichwohl kennt auch das spanische Parteisystem eine „dritte Kraft“. Sie wird gebildet von vielen kleineren Regionalparteien der Katalonier oder Kanarier, der Bewohner Galiciens, Navarras oder eben des Baskenlandes. Diese Gruppierungen nutzen ihre Rolle als Mehrheitsbeschaffer. Dabei wenden sie sich mal den Konservativen, mal den Sozialisten zu. Auch Zapatero, der seit 2004 einer Minderheitsregierung vorsitzt, kann nur mit Hilfe einiger Regionalparteien Mehrheiten im spanischen Nationalparlament erringen.

Ziel des Premiers war es seit seinem Regierungsantritt, die in Spanien Nationalisten genannten Regionalparteien auf Dauer an seine Sozialisten zu binden. Dafür machte er umfangreiche Zugeständnisse in Form von mehr regionaler Selbstverwaltung der „Comunidades“, der spanischen Bundesländer.

Zapatero wußte, daß hier die Konservativen nicht mithalten konnten, da sie die Furcht um die nationale Einheit umtreibt, weshalb sie einer ausufernden Autonomie der Regionen skeptisch gegenüberstehen. So sollte die Rechte für alle absehbare Zeit in die Isolation gedrängt werden, aus der heraus sie keine Mehrheiten mehr erreichen würde.

Als Krönung der weichen Linie gegenüber den Fliehkräften des Landes hatte sich Zapatero den „Dialog“ mit den baskischen Terroristen ausgesucht. Dafür ließ er den „Antiterrorismus-Pakt“ in die Brüche gehen. In ihm hatten sich die großen Parteien zusammengeschlossen. Über alle Gräben hinweg sollte der Kampf gegen den Eta-Terrorismus alle einigen.

Wie der sozialistische Premier nun einräumen mußte, hatten hochrangige Vertreter seiner Regierung hinter dem Rücken der übrigen Parteien und der Öffentlichkeit sogar direkte Gespräche mit Eta-Vertretern geführt. Ergebnis gleich Null, wenn die Terroristen die Konsultationen nicht gar noch als Bestätigung ihres politischen Gewichts gewertet haben und sich zu neuen Gewalttaten ermutigt fühlten.

Nun mußte Zapatero zu Kreuze kriechen und den Oppositionschef Rajoy um Neuauflage des Antiterrorismuspakts bitten. Der Konservative genoß den Triumph, zeigte sich konziliant im Ton, aber hart in der Sache („keine Verhandlungen mit der Terrorbande“).

Spaniens Regierungschef hat mit seiner weichen Linie gegenüber den militanten Basken alte Gräben wieder aufgerissen, die bis in den Bürgerkrieg zurückreichen. Je deutlicher seine Strategie zutage trat, desto eisiger, feindseliger wurde der Ton zwischen den Lagern. In einem Land, in dem einmal Nachbarn auf Nachbarn schossen, weil sie dem anderen „Lager“ angehörten, bedeutete dies ein Spiel mit dem Feuer. Dieses Spiel endete für Zapatero in einer peinlichen Sackgasse.

So haben die Eta-Aktivisten womöglich das Gegenteil dessen erreicht, was die Terroristen beabsichtigten: Sie haben Spanien nicht gespalten, sondern wiedervereint im Kampf gegen die Feinde seiner nationalen Einheit.



Mußte sein Scheitern eingestehen: Der spanische Premier Zapatero Foto: AP

Separatismus: Kampf um Identität

Separatistische Bewegungen sind so alt wie die Menschheit. Sie haben ihre Wurzel im nicht immer freiwilligen Zusammenleben verschiedener ethnischer, religiöser oder politischer Gruppen auf einem Gebiet oder in einem Land. Als Separatismus bezeichnet man das Streben eines Teils einer Bevölkerung, sich aus einem Verbund herauszulösen, um eine autonome Gesellschaftsform zu schaffen.

Die Zuordnung des Separatismus zur Gewaltbereitschaft und zum Terror resultiert aus dem mit der Erlangung einer Selbständigkeit verbundenen Anspruch auf territoriale Eigenständigkeit, also einem Gebietsanspruch, der dann meist zu bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen den Volksgruppen führt. Separatistenbewegungen sehen sich selbst als Befreiungskämpfer, die sich einer ihre Eigenständigkeit unterdrückenden Fremdmacht ausgesetzt fühlen, während die Mehrheitsgesellschaft die Separatisten als einen die Gesamtheit der Nation schwächenden Feind betrachten.

Die Alemannen gelten als deutsche Separatisten

Ursachen für separatistische Bewegungen sind meist der Identitätsverlust von Minderheiten in einem politischen System, welches eine politische, religiöse oder ethnische Volksgruppe in der Pflege ihrer Kultur oder Sprache einengt oder behindert.

Einen sogenannten romantisch-modernen Separatismus pflegt in Deutschland die Volksgruppe der Alemannen.

Der historische alemannische Separatismus ist auf die Zeit des Kampfes südbadischer Bauern gegen Napoleon zurückzuführen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte er eine Renaissance. Die französische Besatzungsmacht, die ein zentral verwaltetes Deutschland verhindern wollte, ermöglichte 1946 die Herausgabe eines Buches mit dem Titel „Schwäbisch-Alemannische Demokratie“ von Otto Feger, der einen autonomen schwäbisch-alemannischen Staat forderte. Zu seinem „Südstaat“ sollten diejenigen Teile Badens, Württembergs und Bayerns vereinigt werden, in denen alemannische Dialekte gesprochen werden, wozu württembergisches und bayerisches Schwäbisch zählen.

Das erste Opfer war ein Kleinkind

Seit 1960 mordet sich die baskische Terrororganisation Eta ins moralische Aus

Von Hans Heckel

Die Geschichte der baskischen Terrororganisation Eta zieht eine breite Blutspur durch die jüngste Vergangenheit Spaniens. 819 Menschen fielen den Anschlägen der „Euskadi Ta Askatasuna“ („Das Baskenland und seine Freiheit“) seit 1960 zum Opfer, die letzten beiden am 30. Dezember 2006, als die Bande ein Parkhaus am Madrider Flughafen sprengte.

Die Eta-Terroristen zielen zwar vor allem auf prominente Opfer, die sie als „Feinde“ ausgemacht haben. In der Art kaltschnäuziger Fanatiker nehmen sie jedoch den Tod völlig Unbeteiligter dabei in Kauf. Ihr erstes Opfer war denn auch kein Politiker oder hoher Staatsdiener, sondern ein anderthalb Jahre altes Kind. Begoña Urroz Ibarrola starb am 28. Juni 1960 bei einem Bombenattentat auf einen Bahnhof im nordspanischen San Sebastián.

Erst ein knappes Jahr zuvor, am 31. Juli 1959, hatte eine Gruppe junger Basken, hauptsächlich Studenten der Jesuitenuniversität von Bilbao, die Eta gegründet. Sie kritisierten, daß sich die etablierte baskische Nationalpartei PNV (Partido Nacional Vasco) zu sehr mit der Regierung des von 1939 bis 1975 herrschenden Diktators Francisco Franco arrangiert habe. Zudem distanzierten sie sich vom völkischen Ansatz der PNV; noch heute verbindet die Gruppe extrem nationalistische und radikal linke Vorstellungen miteinander.

Neben Anschlägen auf gegnerische Prominente – 1995 überlebte der spätere spanische Ministerpräsident José María Aznar einen Anschlag auf sein Auto nur knapp – tut sich Eta auch durch Entführungen und Schutzgelderpressung („Revolutionssteuer“) hervor und sorgt nach Kräften für eine Atmosphäre von Angst und Einschüchterung in den baskischen Provinzen Spaniens.

Die 1979 offiziell gebildete Autonome Region Baskenland umfaßt die drei spanischen Provinzen Álava, Vizcaya und Guipúzcoa. Als baskisch gilt darüber hinaus ein kleineres Gebiet am Nordrand der Pyrenäen in Frankreich. Die baskischen Nationalisten beanspruchen zudem die benachbarte Autonome Region Navarra als Teil ihres Landes und nennen Navarras Metropole Pamplona ihre „Hauptstadt“.

Auf spanischer Seite bildet die baskisch-sprachige Bevölkerung indes nur in Vizcaya und Guipúzcoa die deutliche Mehrheit, Àvala ist in einen baskisch dominierten Norden und einen kastilisch bestimmten Süden geteilt. In Navarra sind die Basken gar nur in einem kleinen Landstrich des äußersten Nordens in der Überzahl.

Bis zum Ende der Franco-Diktatur wurde die Eta in Frankreich toleriert und genoß auch weltweit eine gewisse Sympathie. Der Nachbar im Norden diente den Terroristen daher als Rückzugsraum.

Dies änderte sich mit dem Einzug der Demokratie in Spanien ab 1975 nach und nach. Seit einigen Jahren arbeiten spanische und französische Behörden Hand in Hand bei der Verfolgung der Terroristen.

Als „politischer Arm“ der Terrorgruppe gilt die verbotene Partei „Batasuna“ („Union“ oder „Einheit“), vormals „Herri Batasuna“ („Volksunion“). Batasuna ist in Spanien verboten. Die Partei selbst bestreitet die Verbindung zur Eta. Untersuchungen der spanischen Behörden haben diese Behauptung jedoch als taktische Lüge entlarvt.

Speerspitzen des Islam

Der Widerstand gegen wie Pilze aus dem Boden schießende Minarette nimmt zu

Von Mariano Albrecht

Der Freiraum, den die Deutschen fremden Kulturen einräumen, wird genutzt – im schlechtesten Fall ausgenutzt, wie jetzt in Köln. Im Stadtteil Ehrenfeld will der deutsche Ableger der Türkischen Behörde für Religionsangelegenheiten (Ditib) eine Groß-Moschee errichten, die bis zu 1000 Gläubigen Platz bieten soll. Die Höhe der geplanten Minarette soll mit 55 Metern sogar die gegenüberliegende Kirche übertreffen. Anwohner sind entsetzt und verunsichert.

Drei Millionen Muslime leben in Deutschland, 70 Prozent stammen aus der Türkei. Sie genießen in Deutschland die Vorzüge der im Grundgesetz verankerten Religionsfreiheit. Während in der Türkei das Tragen religiöser Bekleidung in öffentlichen Einrichtungen wie Schulen oder Universitäten verboten ist, gibt es hier kaum Einschränkungen. Selbst in der Türkei verbotene islamische Orden oder die Islamische Gemeinschaft Milli Görüs dürfen in Deutschland frei agieren, und sie wissen das zu nutzen. Bei vielen Deutschen stößt der Expansionsdrang auf Unverständnis. Auch wird der Ton aus den Reihen der Muslime schärfer. Trotzdem wird von Seiten islamischer Geistlicher keine Gelegenheit ausgelassen, die eigene Friedfertigkeit und Toleranz zu versichern. Im Gegenzug verwundern immer aggressivere Töne gegen die westliche Wertegemeinschaft aus den Reihen von Muslimen bis zur offenen Ablehnung der deutschen Gesellschaft. Immer öfter signalisieren die Ideologen unter den Islamgläubigen ihren religiösen Führungsanspruch. Ideologische Einpeitscher sind die großen Moscheevereine von Milli Görüs und Ditib, die die türkischen Muslime in Deutschland vertreten.

Ditib, die unter der Kontrolle des türkischen Staates stehende Religionsbehörde, treibt zur Zeit den Export des Islam nach Deutschland voran. Aggressiv wird dabei, von Ankara verordnet, in Bereiche der deutschen Gesellschaft eingegriffen. Provokativ wird am Nationalfeiertag der Deutschen alljährlich der „Tag der offenen Moschee“ veranstaltet – zum Kennenlernen, die Botschaft ist deutlich.

In Wohngebieten mit hohem Anteil an Muslimen entstehen Parallelwelten mit immer mehr islamischen Vereinen, Metzgereien und aller Art Geschäften. Für viele Deutsche ist die Toleranzschwelle erreicht. Bewohner von Stadtteilen, die einen Wandel zum multikulturellen Szeneviertel mitgemacht haben, fühlen sich zurückgesetzt. Die deutsche Bäckerei mußte schließen, weil ein Großteil der türkische Anwohner lieber im Geschäft des Landsmannes einkauft. Türkische Friseure machen mit ihren Dumpingpreisen den letzten Meisterbetrieb in der Straße platt, und wenn in der Nachbarschaft geheiratet wird, dann geht es in der Straße zu wie in einem anatolischen Dorf. Dann dürfen die Männer mit Pistolenschüssen das Brautpaar feiern, kulturelle Eigenheiten, die hierzulande fremd sind und nicht immer auf Verständnis stoßen. Und so fühlen sich viele Deutsche fremd in einem Wohnumfeld, das ihnen einst so vertraut war. Kein Wunder also, daß sich Bürger in deutschen Städten gegen den Bau weiterer großer Gebetshäuser für Muslime sträuben, denn steht erst eine Moschee im Viertel, bleibt der Zuzug weiterer Muslime nicht aus, ein Viertel verändert sich. Und auch der Ton des Mannes von der Straße verändert sich.

Gliederte sich die erste Gastarbeitergeneration noch in ihr Wohnumfeld ein, so strebt die zweite und dritte Generation der Migranten und deren nachgezogene Verwandte mit dem Ruf der Deutschen nach besserer Integration in die Gegenrichtung – der Import heimatlicher Verhältnisse, die selbst im eigenen Land mittlerweile überholt sind.

Der Ton wird schärfer. Im Hamburger Szenestadtteil St. Georg leben Alternative, Künstler, Intellektuelle und viele Muslime. Bisher ging das auch ganz gut. Wer hier wohnt, liebt das kunterbunte Leben, die Alteingesessenen haben sich daran gewöhnt oder sind weggezogen. Doch die heile Multikulti-Welt bekommt Risse, es kommt zum Konflikt. Islamisten wehren sich gegen die alternative Szene mit ihren Minderheiten unter den Anwohnern: „Wir lassen eine Beleidigung des Islams vor unserer Moschee nicht zu“, hieß es aus dem Moscheevorstand. Selbst bürgerliche deutsche Anwohner waren geschockt, „was soll das, die sind doch nur zu Gast hier, wir haben uns doch auch an die Türken und Araber gewöhnt“, meint eine alte Dame aus der Nachbarschaft. Aus einem friedlichen Nebeneinander erwächst Anfeindung und Vormachtsanspruch.

Im Berliner Bezirk Pankow-Heinersdorf baut die Ahmadya-Gemeinde, eine türkische Sekte, die selbst von gemäßigten Muslimen nicht anerkannt wird, eine Groß-Moschee. Der Bezirk wird überwiegend von Deutschen bewohnt, in den Schulklassen sind von 25 Schülern durchschnittlich drei ausländischer Herkunft.

Eine heile Welt mitten im schrillen und mutikulturellen Berlin. Anwohner fürchten um ihren gewohnten Alltag. Jugendliche geben sich trotzig: „Wir wollen hier kein zweites Kreuzberg, Pankow bleibt deutsch.“ Lehrer glauben einen rechtsradikalen Einfluß verzeichnen zu können, als wäre das Festhalten an Gewohntem und Vertrautem mit radikalem Nationalismus aus der Gewaltfraktion gleichzusetzen. Moscheegegner aus allen Schichten werden diffamiert, beschimpft, in die Nähe von Neonazis gerückt. Jetzt widerfährt das dem Publizisten Ralph Giordano. Der Sohn einer jüdischen Mutter hat den Holocaust überlebt, spricht sich offen gegen den Bau einer Groß-Moschee in Köln Ehrenfeld aus. Im Internetfernsehen des „Kölner Stadtanzeigers“ rechnet der Liebling der linken Szene ab: „Ich will auf deutschen Straßen keiner Burkaverhüllten begegnen.“



Duisburg: Zwei Muslima betrachten die Bauarbeiten an der größten Moschee in Deutschland. Foto: vario-press

MELDUNGEN

Präsident für Preußenstiftung

Berlin – Der Stiftungsrat der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (SPK) hat den 48jährigen Archäologen Hermann Parzinger einstimmig zum Präsidenten gewählt. Parzinger wird am 1. März 2008 Klaus-Dieter Lehmann nachfolgen, der das Amt seit Februar 1999 innehatte. Zur Stiftung Preußischer Kulturbesitz, eine der größten und bedeutendsten Kultureinrichtungen weltweit, gehören die Staatlichen Museen zu Berlin sowie die Staatsbibliothek Berlin, das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, das Ibero-Amerikanische Institut und das Staatliche Institut für Musikforschung mit dem Musikinstrumenten-Museum.

80 Missionare aus Deutschland

Mücke – Trotz zunehmender Gewalt gegen Christen will die Überseeische Missions-Gemeinschaft (ÜMG) ihre Arbeit unter Muslimen ausbauen. Das hat der Leiter des deutschen Zweiges, Hans Walter Ritter, beim Missionsfest in Mücke angekündigt. Ritter zeigte sich sehr betroffen von den jüngsten Morden an Christen durch gewalttätige Muslime. Im April waren auf den Philippinen sieben Christen enthauptet und in der Türkei drei Christen in einem Bibel-Verlag erstochen worden. Auch unter buddhistischen Völkern solle die Missionsarbeit verstärkt werden, so Ritter. Immer mehr Volksstämme in Ostasien fänden zum christlichen Glauben. Bis zum Jahr 2011 solle die Zahl der ÜMG-Mitarbeiter weltweit um 900 erhöht werden. Das internationale Missionswerk hat derzeit rund 1200 Mitarbeiter, darunter 80 aus Deutschland. Ein weiterer Schwerpunkt ist laut Ritter die Unterstützung christlicher Gemeinden in der Volksrepublik China. In Vorbereitung auf die Olympischen Sommerspiele 2008 in Peking zeichne sich eine größere Offenheit des Landes ab. *idea*

Ost-Deutsch (19):

Fehler

Von Wolf Oschlies

Teniski genijalac s felerom“ war Goran Ivanisevic für die kroatische Presse: Ein Tennisgenie mit einem Fehler. Der kroatische „feler“ ist natürlich der deutsche „Fehler“, abgeleitet aus dem mittelhochdeutschen Verb „væle“ (fehlen, sich irren), das längst anders geschrieben wird – wie auch væle slahen (fehlschlagen) und væle treten (fehltreten). In dieser Fassung passiert unser „Fehler“ Slawen ebenso, etwa Serben: „On ima feler na oku“ (er hat einen Fehler am Auge).

Alle slawischen Sprachen sind wahrlich nicht arm an Benennungen von Fehlern, Mängeln, Irrtümern etc. Im Gegenteil: Die Fülle nationalsprachlicher Lexeme für „Fehler“ läßt interessante Rückschlüsse auf Wortentstehung und Wortsinn zu: Wie schwer ist eine Fehlleistung, die im laufenden Text mal so und dann wieder anders bezeichnet wird? Aber warum und wann greifen unsere östlichen Nachbarn zum deutschen „Fehler“?

Sie tun es, wenn sie etwas als absoluten Pfusch oder Ausschuß brandmarken wollen. „Nudi oznaku Hrvatskog zrakoplovstva se felerom za noz“ (Er bietet ein fehlerhaftes Abzeichen der kroatischen Luftwaffe für ein Messer), erzählt ein Kroate und fügt hinzu, daß aus dem Tausch nichts wurde. Ein Pole kaufte ein japanisches Motorrad nicht wegen seiner „felery“ an der Kühlung, ein Serbe erwischte „jedan od 500 modela s felerom“ (das eine von 500 Modellen mit Fehler).

Dann kommen „Fehler“, die nur mit Mühe zu korrigieren sind. Letzten Herbst wurden Polen vom Gesundheitsminister aufgerufen, „aby wracali felerny lek do aptek“ (ein fehlerhaftes Medikament an die Apotheken zurückzugeben). Wie gut, daß auch Nachbarn „Euro-felery“ passieren, etwa den Deutschen, wenn sie Euroscheine wieder einsammeln müssen, die Sicherheitsmängel haben.

Bleiben noch „Fehler“ schwersten Kalibers. Als Polen noch nicht in der EU war, kannte es „nasze europejskie felery“ (unsere europäischen Fehler). Seit es in Brüssel präsent ist, wird der Ton daheim härter – gegen „liczne felery“ (zahlreiche Fehler) im Bildungswesen, gegen „felery polskiej mentalnosci“ (Fehler der polnischen Mentalität) und „felery polskiego systemy politycznego“ (Fehler des polnischen Politsystems). Gefahr erkannt, Gefahr gebannt – mag man den Nachbarn wünschen.

»Isaf schwach, Taliban stark«

Bundeswehr ohne Strategie – Fallschirmjäger frustriert vom Afghanistan-Einsatz zurück

Von Hans Heckel

Mit unerfreulichen Enthüllungen über die tatsächliche Stimmung der deutschen Soldaten in Afghanistan ist ein Fallschirmjäger der Bundeswehr an die Öffentlichkeit getreten. Der Hauptgefreite war eigenen Angaben zufolge von November 2006 bis März dieses Jahres im nordafghanischen Faisabad stationiert.

Im Gespräch mit der Wochenzeitung „Junge Freiheit“ fällt der Anfang 20jährige ein vernichtendes Urteil über die führenden Offiziere vor Ort und bringt grundsätzliche Zweifel der Truppe an Art und Zielsetzung ihres Auftrags zum Ausdruck.

> Hauptsache, nicht der eigenen Karriere schaden

Den höheren Rängen sei es am wichtigsten, „vor ihrem Dienstherren gut dazustehen, die Sorge um die einfachen Landser kommt erst an zweiter Stelle“, kritisiert der junge Soldat, dessen Namen die „Junge Freiheit“ auf dessen eigenen Wunsch hin geheimhält, und nennt ein Beispiel: Eine der Patrouillen sei am 26. Dezember nahe Faisabad erst mit Steinen beworfen und dann beschossen worden. Die Deutschen hätten das Feuer erwidert. Nur durch Glück sei kein Bundeswehrangehöriger zu Schaden gekommen. Als Reaktion sei dann befohlen worden, „Maschinengewehre und Lafetten unserer Patrouillenfahrzeuge abzurüsten“.

Statt Übergriffen entschlossen zu begegnen, wollten die Vorgesetzten nur um jeden Preis Konflikte vermeiden, um nicht später in Erklärungsnöte zu geraten, die ihrer Karriere schaden könnten: „Tatsache ist, daß die Stabsoffiziere in Faisabad den Bundeswehr-TÜV mehr fürchten als die Taliban ... sie haben mehr Angst davor, gegen untaugliche Dienstvorschriften – bei uns bald nur noch bitter ‚Friedensscheiße‘ genannt – zu verstoßen als davor, einsatzuntaugliche Maßnahmen zu befehlen.“

Als etwa ein Angreifer, der ihr Lager beschoß, zweifelsfrei lokalisiert worden sei, hätten die deutschen Soldaten das Feuer laut Befehl nicht erwidern dürfen. Seine Kameraden hätten da nur noch „bitter gelacht“.

Als noch bedenklicher beschreibt der Fallschirmjäger den Eindruck, den die Handlungsweise der Bundeswehr auf die Einheimischen mache.

Das Ziel, durch besonders friedvolles und defensives Vorgehen als Freund und Helfer statt als Besatzer betrachtet zu werden, sei reine Illusion. „Auch wenn wir dreimal darauf beharren, Aufbauhelfer zu sein, die Afghanen sehen uns als Besatzer.“

> Soldaten glauben nicht an unrealistische Ziele

Dabei gehe der Respekt, den insbesondere die Deutschen unter den Afghanen anfangs genossen, nach und nach verloren.

Ein Volk wie die Afghanen, das seit 1979 im Krieg lebt, wertet und handelt anders als die Deutschen, die seit 1945 den Frieden genießen, so der Soldat.

„Wir sind auf unseren Patrouillen an ehemaligen Schulen vorbeigefahren, die von Isaf finanziert und gebaut und vermutlich von Taliban wieder zerstört wurden. Ein Deutscher würde folgern: Isaf gut, Taliban schlecht. Ein Afghane folgert: Isaf schwach, Taliban stark!“

Örtliche Machthaber melken die Bundeswehr den Beschreibungen des jungen Fallschirmjägers zufolge in aller Frechheit. Präsident Karsai werde im Lande spöttisch „Bürgermeister von Kabul“ genannt, da sein Einfluß kaum über die Mauern der Hauptstadt hinausreiche.

Bereits im November 2006 hatte der ehemalige Befehlshaber der Bundeswehr auf dem Balkan, General a. D. Klaus Reinhardt, im Deutschlandradio Kultur offen kritisiert, daß er „keine Gesamtstrategie der Politik für Afghanistan“ kenne. Bewegt hat sich in der Sache seitdem nichts.

Das bekommen auch die Soldaten mit: „Von Anfang an haben weder meine Kameraden noch ich an den Quatsch von der Verteidigung Deutschlands am Hindukusch oder an den phantastischen Unsinn durch die Isaf geglaubt“, so der Soldat zur „Jungen Freiheit“.

An die Einheimischen verteile die Isaf eine eigene Zeitung, die „Stimme der Freiheit“. Hier würden völlig überzogene Erwartungen an die Zukunft des Landes geweckt – „das Blaue vom Himmel“. Der Bundeswehrsoldat fürchtet, daß dies später zu einer „unversöhnlichen Frustration bei den Afghanen“ führen könne.

MELDUNGEN

»Ende der Militärdiktatur!«

Bankok – In Thailand hat ein dem im September 2006 gestürzten Premierminister Thaksin Shinawatra nahestehender Fernsehsender mehr als 10 000 Menschen erfolgreich zur Demonstration aufgerufen. Sie protestierten gegen die nach dem Militärputsch eingesetzte Regierung und forderten das „Ende der Militärdiktatur". Die Protestler durchbrachen mehrere Polizeisperren und schafften sich vor dem Armeehauptquartier Gehör.

Bald unabhängig

London – Der anglikanischen Kirche in Großbritannien steht eine entscheidende Veränderung bevor: Der designierte britische Premier Gordon Brown, der am 27. Juni die Amtsgeschäfte von Tony Blair übernimmt, hat angekündigt, die Kirche in die Unabhängigkeit zu entlassen. Dies bedeutet für diese, daß sie ihre Bischöfe und Erzbischöfe in Zukunft selbst ernennen kann.

Schleier auch für Christinnen

Kano – Im nordnigerianischen Bundesstaat Kano müssen sich auch christliche Schülerinnen in Privatschulen der islamischen Kleiderordnung unterwerfen und einen Schleier tragen. Nach Informationen der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte hat dies Gouverneur Mallam Shekarau angeordnet. Alle Schulen hätten die islamische Kleiderordnung einzuhalten. Shekarau hatte nach seiner Wahl 2003 angekündigt, einer strengen Version der Scharia zu folgen. *idea*

Die schwarzen Feinde der Republik

Gewalttätige Autonome werden von Medien und der Politik verharmlost

Von Wilhem v. Gottberg

Viel ist geredet und diskutiert worden, vor, während und nach dem Heiligendammer G8-Gipfel über friedliche und unfriedliche Demonstrationen, das Grundrecht auf Demonstrations- und Versammlungsfreiheit sowie über die gewaltbereiten Demonstrierer des „Schwarzen Blocks". Auslöser der Diskussionen waren die Straßenkrawalle in Rostock am 2. und 3. Juni, die sich aus einer Demonstration gegen den G8-Gipfel entwickelt hatten und im Ergebnis über 400 verletzte Polizeibeamte sowie einige Hundert verletzte Demonstranten und Sachschäden in noch nicht bezifferter Höhe mit sich brachten.

Wer trägt die Verantwortung dafür, daß sich eine friedliche Demonstration zu einer bürgerkriegsähnlichen Straßenschlacht entwickelte?

Die große Mehrheit der Medien und ein Teil der politischen Klasse geben der Polizeieinsatzleitung und den eingesetzten Verbänden die Schuld an den Ausschreitungen, weil die Sicherungskräfte sich durchgängig eskalierend verhalten hätten. Nur die für die Polizei zuständigen Innenminister des Bundes und der Länder sowie einige wenige Repräsentanten der Parteien haben sich in der verbalen Auseinandersetzung schützend vor die Polizei gestellt.

Die unfriedliche Demonstration und ihre Aufarbeitung in Rostock sind erneut ein Beleg für die zum System erhobene Verlogenheit in der sogenannten Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland. Vermummte Demonstranten sind seit Jahrzehnten in dieser Republik dabei, wenn Demonstrationen zu bürgerkriegsähnlichen Unruhen entarten. Sie werden von der politischen Klasse und den Medien, ja sogar von den Einsatzleitungen der Polizei fast durchgängig verharmlosend „die Autonomen" beziehungsweise „Schwarzer Block" genannt. In Wahrheit handelt es sich um eine große Anzahl gewalttätiger Linksextremer, die als herumreisende Bürgerkriegsarmee das politische System der Republik zum Einsturz bringen wollen.



Immer wieder dazwischen gehen: Teile der Demonstranten reizten die Polizisten bis zur Weißglut. Foto: ddp

Die Ereignisse von Rostock sind ja nicht neu. Rostock hatte bereits viele Vorläufer. Die Ereignisse in der Ostseestadt am ersten Juniwochenende werden sich fortsetzen an anderen Orten, mit anderer Intensität, wenn die Politik nicht energisch gegen die gewalttätigen Extremisten vom linken Rand vorgeht.

Die brutalen „Demonstrierer" von Rostock sind Kriminelle, die sich des Tatbestandes des Landfriedensbruchs schuldig gemacht haben. Warum wird davon in dieser Republik nicht gesprochen?

Seit Jahren demolieren vermummte linksextremistische Gewalttäter in Berlin jeweils in der Nacht zum 1. Mai ganze Straßenzüge in Berlin-Kreuzberg. In diesem Jahr blieb es friedlich. Augenscheinlich hat man die Ressourcen für Rostock geschont.

Bei der Bekämpfung des gewaltbereiten Linksextremismus hat sich Deutschland bisher nicht als abwehrbereiter, demokratischer Rechtsstaat ausgewiesen, wohl aber in der Abwehr jedweder rechtsextremistischer Strömungen.

Der Schaden, den Linksextreme bei Straßenkrawallen in den vergangenen 40 Jahren in Deutschland angerichtet haben, findet auf der rechten Seite – glücklicherweise – auch nicht im Ansatz eine Entsprechung.

Wie lange noch können gewaltbereite linksextremistische Chaoten gesondert oder auch aus friedlichen Demonstrationen heraus das Gewaltmonopol des Staates konterkarieren?

Daß es auch anders geht, zeigt die Bekämpfung des Rowdytums der Fußballhooligans.

Durch die polizeiliche Zusammenarbeit auf der europäischen Ebene sind sie karteimäßig erfaßt. Bei Länderspielen erhalten sie Reiseverbot.

Müsli-Riegel für die Rebellen

Unter ungebetenen Zaungästen – Aus dem Unterholz der Protestkultur

Von Peter Westphal

Auf den Einwand, daß die bis zu 16 000 Demonstranten, die zeitweise sämtliche Zufahrtsstraßen zum Tagungsort des G8-Gipfels in Heiligendamm blockiert hatten, doch viel weniger Legitimation besäßen als die gewählten Staatsoberhäupter, die sich hier versammelt haben, antwortet ein etwa 20jähriges, als Clown kostümiertes Mädchen mit den Worten: „Das geht ja jetzt gar nicht." Das Gespräch ist damit abrupt beendet. Und somit auch der Versuch, einen Akteur der Protestbewegung mit seinem eigenen Weltbild zu konfrontieren. Dabei ist diese Begegnung symptomatisch, steht sie doch für die scheinbare Unmöglichkeit, sich mit der weitgefächerten Widerstandsszene gegen den G8-Gipfel von Heiligendamm einigermaßen rational auseinanderzusetzen.

Eine Annäherung scheint zunächst nur indirekt möglich – über die bloße Dokumentation der Rückendeckung, welche die zwischen paramilitärischer Disziplin und Woodstock-Gefühl agierenden Jugendlichen vor Ort genießen. Abgesehen von den Bauern, denen die Felder kaputt getrampelt und die Umzäunungen gestohlen wurden, gibt es andererseits zahlreiche Einwohner, die den Protestlern ihre Hilfe angedeihen lassen. Sei es, daß sie ihr Grundstück für das Zeltlager zur Verfügung stellen, die Teilnehmer der Straßenblockaden mit Trinkwasser versorgen oder Sanitärgelegenheiten bereitstellen. Doch das ist längst nicht alles: Selbst die öffentliche Infrastruktur unterstützte die G8-Gegner. Letztere bedanken sich nachdrücklich, indem sie über drei Tage das Straßennetz zwischen Bad Doberan und Kühlungsborn phasenweise komplett lahmlegten. Aufgrund der befürchteten Krawalle war der Kurort Bad Doberan wie ausgestorben, die Schulklassen blieben leer, die Geschäfte geschlossen, die Fensterläden vernagelt.



Früh übt sich: Demonstranten brachten auch ihre Kinder mit zum G8-Protest. Foto: Nordphoto

„Ein Brett vor dem Kopf" haben offensichtlich auch die Ordnungskräfte. So wurde die Umgehung der Polizeiketten, welche die Zufahrtsstraßen nach Heiligendamm hatten absichern sollen, viele Wochen vorher in ganz Deutschland in aller Öffentlichkeit geübt, selbst im unmittelbaren Umfeld des Tagungsortes. Polizeieinheiten standen am Straßenrand direkt daneben und guckten einfach nur zu, wie die späteren Blockadesieger ihre berüchtigte „Fünf-Finger-Taktik" übten und sie Pressevertretern vor Ort erläuterten. Hinter der Fünf-Finger-Taktik verbirgt sich Bildung von Personengruppen, bei denen sich fünf Mitglieder jeweils einer Bezugsperson, einem Unterführer, zuordnen. Sobald dieser seine Faust hebt und die Finger spreizt, ist es das Signal für die anderen, in verschiedenste Richtungen auseinanderzulaufen, um so durch die irritierte Polizeikette zu schlüpfen. In einer grandiosen Weise stürmten sie so die Allee nach Heiligendamm und setzen sich direkt vor das Kontrolltor am Zaun.

Taxifahrer berichteten derweil, daß Städte und Gemeinden sie um ihre potentiellen Fahrgäste bringen. So wurden in der Stadt Rostock öffentliche Busse eingesetzt, um die anreisenden G8-Gegner kostenlos in die Zeltlager zu fahren. Diese wurden wiederum teilweise von der öffentlichen Hand unterstützt, sei es durch Zelte, Kinderspielplätze, Duschplätze oder Verpflegung. Die Beispiele ließen sich lange fortsetzen. In Kröpelin etwa wurde auf dem Marktplatz für einen kleinen Infostand der G8-Gegner extra ein Wasseranschluß gelegt – eigentlich skandalös, bedenkt man, daß die Markthändler schon seit 20 Jahre darauf warten. Ein japanischer Tourist, der mit der Szenerie konfrontiert wird, schüttelt verwundert den Kopf. Für ihn ist es unfaßbar, wie Gemeinden ihre Infrastruktur für Leute bereitstellen, die explizit anreisen, um Landfriedensbruch zu begehen.

Der Straßenverkehr um Heiligendamm kam fast vollständig zum Erliegen. Täglich, beinahe stündlich gab es neue Straßensperren durch G8-Gegner. Die Blockadesheriffs errichteten temporär ihre eigene Ordnung, da das staatliche Gewaltmonopol das Weite gesucht hatte. Jugendliche aus aller Herren Länder entschieden willkürlich, welches Fahrzeug sie passieren ließen und welches nicht. An der Pforte des fast wie ein Militärcamp gesicherten Lagers Reddelich hielten die Taxifahrer an, um Order zu erhalten, wo sie heute fahren könnten und wo wann blockiert wird. Der Staat ist hier abwesend. Manchmal kam er aber doch vorbei, zum Beispiel in einem Landrover. Dort wurde der Autor dieser Zeilen per Anhalter vom Mitarbeiter eines amerikanischen Autokonzerns mitgenommen. Der drahtige Managertyp in Radsportbekleidung kam gerade von der Blockade, wo er Kistenweise Müsli-Riegel verteilt hatte. Er ist Mitglied bei den Grünen und Bürgermeister einer umliegenden Gemeinde. Er glaubt, daß einem bei solch engagierten Leuten wie den Blockierern vor der Zukunft in diesem Land nicht bange sein braucht. Seinen etwa zehnjährigen Sohn hat er mitgenommen, es ist kurz vor Mitternacht.

Am nächsten Morgen, auf der Rückreise, zeigt sich, daß die Protestform dieser Tage Zukunft hat. Leider hat das symbolischste Schlußbild – eine Sitzblockade von Kindern im Vorschulalter – keine Kamera eingefangen: Wenige Kilometer hinter Bad Doberan sitzen diese Kleinen selbstbewußt auf der asphaltierten Feldstraße und versperren den Weg. Der Großvater steht daneben, er war zuvor selbst von der Aktion überrascht worden. „Aus Spaß geht das aber nicht, ihr müßt schon ein Ziel haben!" sagt er. Die Kinder überlegen nicht lange: „Weil die Autos hier so schnell fahren." – So ist das, wenn eine andere Welt möglich ist.

An die Arbeit

Sarkozy führt Frankreich aus der Stagnation

Von JEAN-PAUL PICAPER

Als Heinrich von Pierer sich vor einigen Jahren anmaßte, den französischen Alstom-Konzern für Siemens kassieren zu wollen, zeigte der damalige Finanz- und Wirtschaftsminister Nicolas Sarkozy die Zähne. Hinter seinem Schreibtisch stellte er symbolisch und provokativ auf dem Kamin eine Modelleisenbahn, den französischen Schnellzug TGV, auf, und verhinderte die Übernahme dieses Juwels französischer Technologie durch den Deutschen. Pierer mußte sich mit dem Kauf der Turbinensparte zufriedenstellen. Brüssel hätte ohnehin verhindert, daß Siemens seine Herrschaft vom ICE auf den TGV erweitert, aber Sarkozy wurde während seines Wahlkampfes nicht müde, immer wieder auf diese patriotische Glanzleistung seiner Zeit als Minister hinzuweisen.

Auch ein Politiker muß Fortune haben. Staatspräsident Sarkozy war kaum im Amt, da bewiesen die Deutsche Bahn (DB) und die französische Staatsbahn SNCF, daß ungeachtet aller Querelen der deutsch-französische Motor läuft. Vom 10. Juni an wird die DB Paris und Frankfurt und die SNCF Paris und Stuttgart verbinden und vom Dezember an werden diese Verbindungen auf München erweitert. Dabei haben beide Zugtypen ein unterschiedliches Profil: Der TGV setzt auf Geschwindigkeit, der ICE auf Komfort, was aber nicht heißt, daß der ICE langsam und der TGV unbequem wäre. So ergänzen sich beide Stile, französischer Käse auf deutschem Brot. Die Trikolore hängt jetzt im Frankfurter Hauptbahnhof und Schwarz-Rot-Gold in Paris.

Das hat die Wellen geglättet, die während des Wahlkampfes Sarkozys Anspruch auf eine französische Mehrheit beziehungsweise auf den Alleinvorsitz im gemeinsamen Luft- und Raumfahrtkonzern EADS geschlagen hatte. Und siehe da: Der flügellahm gesagte Airbus macht wieder Kasse. Qatar zeichnet zum Preis von 11,9 Milliarden Euro 80 Exemplare der verbesserten Version vom A 350 XWB. Es geht wieder aufwärts, was die Suche nach einer Lösung für EADS erleichtern wird. Zu diesem Zweck hat Sarkozy, Frau Merkel nach Toulouse eingeladen.

Sarkozy wird Sektoren wie Kernenergie, Luftfahrt, Telekommunikation, Eisenbahn, Landwirtschaft, Medizin und Dienstleistungen vorantreiben, wo Frankreich sich seiner Überlegenheit sicher sei, während die deutsche Industrie mit Rekordexporten auftrumpft, die die Franzosen vor Neid erblassen lassen. Die industrielle Basis Frankreichs ist nicht so breit. So setzt das Land auf Exzellenz in einigen Spitzensektoren, die der Staat wie seinen Augapfel bewacht. Daher divergieren die deutschen und die französischen Wirtschaftslehren. Frankreich betreibt schon lange keine Staatswirtschaft mehr, wie es nach dem Krieg der Fall war und wonach sich die Linken noch sehnen. Stark ausgeprägt ist aber beim wirtschaftsliberalen Sarkozy der Hang zur staatlichen Lenkung, ja sogar zur Preisbindung zwecks Erhaltung des Lebensstandards, während die deutschen Ordoliberalen den Staatsdirigismus als Sünde betrachten. Dabei will Sarkozys Regierung die Mittel- und Kleinbetriebe unterstützen, die wie in Deutschland über drei Viertel der Arbeitsplätze beschaffen.

Er ist aber auch mit der Geldelite befreundet. Zwei Bilder aus seinem Leben zeigen es. 1982 heiratete er als einfaches Gemeinderatsmitglied von Neuilly zum ersten Mal. Seine Trauzeugen waren sein Mentor Charles Pasqua und sein rechter Arm Brice Hortefeux. Eine politische Hochzeit! 1996 heiratete er zum zweiten Mal als bekannter Geschäftsanwalt und ehemaliger Haushaltsminister. Die Trauzeugen waren Martin Bouygues und Bernard Arnault, zwei Großindustrielle. Den Kurzurlaub nach seiner Wahl verbrachte er auf der Yacht des Großindustriellen Vincent Bolloré. Das hatte seine Frau Cecilia eingefädelt. Sarkozy wird die Interessen der französischen Industrie, aber auch der französischen Bürger bestimmt verteidigen. Freilich auch zur Not gegen Brüssel, spätestens, wenn er sich wie versprochen weigert, die Mehrwertsteuer für die Gastwirte auf europäisches Niveau zu heben und französische Landwirte nicht weniger nachdrücklich als sein Vorgänger verteidigt. Aber er wird auch europäische Interessen verteidigen, wenn er eine europäische Wirtschaftsregierung zu bilden versucht, die aus dem derzeit überbewerteten Euro einen Exportfaktor macht. Sicherlich hält er sich an das seit Adenauers Zeiten gültige Credo, daß die soziale Marktwirtschaft Europas Anker sei.

Sarko hält sich an „la préférence européenne", was heißt, daß europäische Produkte bevorzugt werden sollen und daß Nationen, die Währungs-, Steuer- und Sozialdumping machen, durch die europäische Außengrenze kaum durchkommen werden. Da braut sich Konfliktstoff mit Brüssel und mit den Radikalglobalisierern in Europa zusammen. Seiner Ankündigung folgend, daß er auch das tut, was er sagte, macht er sich mit seinem Team, an der Spitze Regierungschef François Fillon, in Eilschritten an die Arbeit. Unvorstellbar, was diese Regierung kurz nach der Präsidentenwahl und vor den Parlamentswahlen in die Wege geleitet hat. Augenblicklich kümmert sich dort niemand um die Haushaltsdefizite. Es wird „keynesianisch" angekurbelt. Die Steuerfreiheit für Überstunden wird auf die leitenden Angestellten und auf die Zeitarbeiter, die Steuerentlastung der Baukredite auf Altverträge erweitert. Sarkozy meint: Arbeit wie Reichtum kann man kaum teilen. Nur mehr Reichtum und mehr Kaufkraft schaffen Wachstum, mehr Arbeitsstunden schaffen neue Arbeitsplätze. Das steht in krassem Gegensatz zur vorherrschenden linken Ideologie.

Sarko eröffnet bereits die großen Baustellen der neuen Ära. Nichts geschieht ohne Konsultation mit den Sozialpartnern, insbesondere den Gewerkschaften. Fillons Rentenreform, die die Renten bis 2020 sicher gemacht hat, muß vervollständigt werden. Die Zuwanderung wird im Herbst durch ein neues Gesetz eingedämmt. Die Jugend aus den schwierigen Vierteln wird in den Lern- und Arbeitsprozeß integriert. Um diejenigen, die straffällig werden, kümmert sich Rachida Dati, die Justizministerin maghrebinischer Abstammung. Schulen und Hochschulen werden um Bestergebnisse wetteifern. „Ich will die Schlacht der Klugheit gewinnen", äußerte Premierminister Fillon kürzlich. Insgesamt gerät das gelähmte Frankreich wieder in Bewegung. Die Franzosen gehen wieder an die Arbeit.



Sarkozy geht voran: Nach dem Sieg bei den Parlamentswahlen werden ihm Reformen leichter fallen. Foto: ddp

MELDUNGEN

Gespaltenes Belgien

Paris / Brüssel – Während die Wähler bei den Parlamentswahlen am vergangenen Sonntag in Frankreich ziemlich geschlossen hinter der Partei ihres Staatspräsidenten standen und dieser 39,54 Prozent der Stimmen gaben, verteilten die Belgier ihre Stimme nach regionalen Interessen. Während die wirtschaftlich schlechter gestellten Wallonen die sozialistische SPA mit 30 Prozent zur stärksten Partei machten, ließen die Flamen die bis dahin zusammen mit der liberalen Partei von Premier Guy Verhofstadt die Regierung stellende SPA dermaßen links liegen, daß die Koalition beendet ist. Aufgrund des Gunstentzuges der Flamen erhielt die SPA landesweit nur noch 14 statt wie zuvor 23 Mandate. Stattdessen stimmten die Flamen für die christdemokratische Partei CDV, die jetzt 30 der 150 Sitze im Parlament erhält. Obwohl die Liberalen mit 18 Abgeordneten nur einen mehr stellen als der rechts gerichtete Vlaams Belang, wird davon ausgegangen, daß sich die Christdemokraten unter Yves Leterme hier ihren wichtigsten Koalitionspartner suchen werden.

902 Milliarden Euro für Rüstung

Stockholm – Die Ausgaben für militärische Aufrüstung sind weltweit von 2005 auf 2006 um 3,5 Prozent auf 902 Milliarden Euro gestiegen, wie das Stockholmer Friedensforschungsinstitut in seinem Jahrbuch zur Rüstung, Abrüstung und internationalen Sicherheit bekanntgab. Hiernach werden im Durchschnitt jährlich pro Kopf 137,80 Euro für militärische Rüstung ausgegeben. Spitzenreiter sind die USA, gefolgt von Großbritannien und Frankreich. Obwohl China seinen Militäretat nicht ganz offenlegt, wird davon ausgegangen, daß es den vierten Rang belegt. Die größten Waffen-Lieferanten sind die USA und Rußland, die jeweils 30 Prozent des globalen Handels abdecken.

Bushs Bauernopfer

Bereits im März war Lewis Libby, Ex-Stabschef von US-Vizepräsident Dick Cheney, von einem Washingtoner Geschworenengericht schuldig gesprochen worden, und nun kam das Urteil: 30 Monate Gefängnis und 250 000 Dollar Geldstrafe wegen Meineids, Falschaussage und Behinderung der Justiz im Zusammenhang mit der Enttarnung einer hochrangigen CIA-Agentin. Die Enttarnung erfolgte nach weitverbreiteter Meinung in hohem oder höchstem Auftrag als „Strafe" für den Ehemann der Agentin, einen Ex-Botschafter, weil dieser für den Irak-Krieg vorgeschobene Gründe – speziell irakische Uran-Käufe in Afrika – als Lügen entlarvt hatte.

Das Libby-Urteil ist zwar noch nicht rechtskräftig, doch schon üben namhafte republikanische Politiker und Publizisten massiven Druck auf Präsident Bush aus, von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch zu machen. Manche gehen so weit, Bush der mangelnden Loyalität, Anständigkeit und Courage zu beschuldigen, weil er bereit zu sein scheint, Libby als Bauernopfer fallen zu lassen. Von Bush-Gegnern wird spekuliert, daß Libby von vornherein eine Begnadigung zugesagt bekam, um dafür Vorgänge im Weißen Haus zu vertuschen. Dazu paßt, daß der umstrittene – und vor baldiger Ablösung stehende – Justizminister Alberto Gonzales kritische Ermittlungsbeamte durch „loyale" ersetzt hatte. So dürfte die Enttarnung der CIA-Agentin – nach US-Recht ein Verbrechen – weiterhin ungeklärt bleiben. Die primären Verbrechen, nämlich das Herbeilügen von Kriegsgründen und alles, was daraus resultierte, werden erst recht keinen Gerichtshof beschäftigen – schon gar nicht den in Den Haag. *RGK*

Im zähen Kriechgang

Die Große Koalition in Österreich blockiert sich selbst

Von R. G. KERSCHHOFER

Knapp ein halbes Jahr nach Amtsantritt der rot-schwarzen Regierung wirkt der politische Alltag eher grau. Trotz des Koalitions-Pakts spielen manche Exponenten von SPÖ und ÖVP ganz gerne Opposition, und gelegentlich sind sogar – nicht ernstzunehmende – Neuwahldrohungen zu hören.

Auch die beiden parlamentarischen Untersuchungsausschüsse zum Eurofighter-Ankauf und zu Bankenskandalen erwecken allmählich den Eindruck, Selbstzweck zu sein. Obwohl natürlich laufend mehr oder weniger spannende Einzelheiten ans Tageslicht kommen – aber das Publikum hört kaum noch hin. Untersuchungsausschüsse können sich eben totlaufen, wenn sie zu lange dauern und im Parteiengezänk versanden.

Informationen vorenthalten

Im Eurofighter-Ausschuß steht die Frage allfälliger Bestechungen im Vordergrund. Leider blieben wichtige Informationen dem Ausschuß bisher vorenthalten, denn die Steuerakten verdächtigter Personen und Firmen wurden vom Finanzministerium in zum Teil geschwärzten Kopien übergeben – „Steuergeheimnis". Als ungeplanter Nebeneffekt der Ausschußarbeit bestätigt sich allerdings, daß Verteidigungsminister Darabos (SPÖ) eine glatte Fehlbesetzung ist. In ungewöhnlich scharfer Form wurde dieser ehemalige Zivildiener zuletzt auch vom Milizverband kritisiert.

Der Bankenausschuß, obwohl allgemein zu Problemen der Finanzmarktaufsicht eingesetzt, befaßt sich hauptsächlich mit der einstigen Gewerkschaftsbank Bawag. Neun Schlüsselfiguren können sich aber vor dem Ausschuß der Aussage enthalten, denn gegen sie läuft ein Strafverfahren. Ab Mitte Juli, wenn der Prozeß beginnt, wird man vielleicht mehr erfahren.

Die anderen beiden Untersuchungsobjekte, die mißglückten Spekulationen der Kärntner Regionalbank Hypo-Alpe-Adria und der betrügerische Konkurs der Kapitalanlage-Gesellschaft AMIS, rangieren unter „ferner liefen". Die Amis-Pleite läßt sich politisch ohnehin nicht verwerten und interessiert nur die geprellten Gläubiger.

Die Hypo-Alpe-Adria wird jetzt übrigens mehrheitlich von der BayernLB übernommen, die einst eine Beteiligung an der Bawag hatte, diese aber rechtzeitig wieder an den ÖGB zurückverkaufte. Bemerkenswert, daß Landeshauptmann Jörg Haider, der in anderen Fällen gegen den „Ausverkauf" wettert, den Einstieg der Bayern in Kärnten als großen Erfolg wertet.

Wie gut, daß es im grauen Alltag auch wirklich Wichtiges gibt, nämlich das Tauziehen um die Nachfolge des langjährigen Staatsoperndirektors Ioan Holender. Die Besetzung der Direktorenposten von Oper und Burgtheater ist in der Tat eine Staatsaffäre, und an den Diskussionen beteiligen sich auch viele, die diese illustren Häuser nie betreten – außer vielleicht am Tag der Offenen Tür.

Kinder als rote Versuchskaninchen

Bundeskanzler Gusenbauer hatte sich für „seinen persönlichen Freund", den Sänger Neil Shicoff, eingesetzt. Doch er scheiterte nicht nur am Widerstand aller anderen Parteien und der Fachwelt, die Shicoff mangels einschlägiger Erfahrung die Qualifikationen absprach. Vielmehr hatte auch seine Parteikollegin, die Ressortministerin für Unterricht, Kunst und Kultur Claudia Schmied, ihre eigenen Vorstellungen und setzte sie durch: Operndirektor wird 2010 der Elsässer Dominique Meyer, derzeit Leiter des Pariser Théatre des Champs-Elysées. Als Musikdirektor zur Seite stehen wird ihm der derzeitige Generalmusikdirektor der Zürcher Oper, der Dirigent Franz Welser-Möst.

Weniger glücklich ist die Ministerin mit der heißdiskutierten „Schulreform". Die von allen Linken seit Jahrzehnten und neuerdings auch von manchen Leuten in der ÖVP geforderte „Gesamtschule aller Sechs- bis 14jährigen" wird nun doch nicht so bald kommen. Denn noch sind in der ÖVP einige Standhafte, die diese leistungshemmende Gleichmacherei – letztlich auf Migranten-Niveau – ablehnen. Aber es wird wieder etliche „Schulversuche" geben – Kinder als Versuchskarnickel der Ideologen.

Für die im Wahlkampf hochgespielte Frage illegal in Österreich beschäftigter privater Altenpfleger einigte man sich auf eine Lösung, die keine ist. Denn die offizielle Beschäftigung wird so teuer, daß sie in den meisten Fällen nicht leistbar ist, und jetzt feilscht man darum, ab welcher Pflegestufe es staatliche Zuschüsse geben soll. Die kosten die Allgemeinheit dann mehr, als an Steuern und Sozialabgaben hereinkommt. Etliche der bisher „Illegalen" haben sich inzwischen als „Ich-AG" etabliert, und blauäugig nehmen die Behörden an, daß diese Leute daheim versichert sind und Steuern zahlen ...

»Moment mal!«



Am deutschen Wesen sollte das Klima genesen

Von KLAUS RAINER RÖHL

Am Ende des Gipfeltreffens waren sich alle einig. Angela Merkel war eine wunderbare Frau. Sie wußte gar nicht mehr recht, wie ihr geschah, sie schwebte, ein selbstbewußtes deutsches Muttchen, in den Wolken. Es war wie im Traum, Sarkozy machte ihr regelrecht den Hof, Bush tätschelte ihr die Wange, Putin umarmte sie stürmisch, und alle Zeitungen und Fernsehsender nannten sie eine erfolgreiche Frau. Die „Bild"-Zeitung ernannte sie leicht süffisant auf ihrem Titelbild zur „Miss World". Das stimmte auch. Sie war, im Kreis der mächtigen und aufgeblasenen Männer, so richtig etwas wie ein deutsches Fräuleinwunder.

Ob der Gipfel von Heiligendamm nun wirklich ihr Erfolg oder ob er überhaupt ein Erfolg war, das war anderntags sehr die Frage. Als „Klima-Gipfel" war er auf jeden Fall ein Mißerfolg, das hatte Präsident Bush schon im Vorfeld klargemacht, als er erklärte, der Klimawandel sei schon ein Problem und bis 2050 werde man mal sehen. Mehr war von den USA ohnehin nicht zu erwarten gewesen und von Rußland und den in Heiligendamm nicht vertretenen Einwohner-Riesen China, Indien und Indonesien erst recht nicht. Zwischen den Milliardenmassen dieser Länder und den vielleicht 100000 aufgewühlten und aufgeregten Teilnehmern des Evangelischen Kirchentags von Köln, die für den Klima-Wandel im Herzen der großen Acht beteten, liegen mehr als ein paar tausend Kilometer Luftlinie, nämlich Welten.

Als Wirtschaftsgipfel der sieben großen Industrie-Nationen und Rußlands seit Jahren geplant, war er seit Mitte März nach dem Erscheinen des in alarmierendem Ton vorgetragenen und sensationell präsentierten Berichts des UN-Weltklimarats (IPCC) von Frau Merkel und den deutschen Medien flugs zum „Klima-Gipfel" ernannt worden, weil die Gefahr der Luftverschmutzung durch Abgase ohnehin ein Thema in Heiligendamm sein sollte.

Kanzlerin Merkel, immerhin einst Umweltministerin unter Kohl und seit einiger Zeit, zum Entsetzen des Koalitionspartners und seines Umweltministers Gabriel, angestrengt bemüht, das Thema Umweltschutz für die Union zu besetzen, hatte in den letzten Monaten versucht, den sogenannten „Klimawandel" zum Thema Nr. 1 in der EU zu machen. Europa sollte – in erster Linie durch gemeinsame Richtlinien für den Ausstoß von Kohlendioxyd und den Ausbau sogenannter „erneuerbarer" Energien, einer Lieblings-Schnapsidee der Grünen – nun sozusagen per Ordre de mufti eine Vorreiterrolle beim sogenannten Klimaschutz übernehmen. Dies, nachdem Deutschland unter der grün-roten Regierung schon tüchtig vorangeschritten war und sein Gebiet mit ratternden Windrotoren zugebaut hatte. Auf Kosten der Stromkunden und auf Staatskosten wurde aus Windmühlen und Sonnenheizungen sogar ein Geschäft. Kunststück bei den zur Zeit noch weit überhöhten Zuschüssen (Einspeisungsvergütung pro Kilowattstunde).

Die zur Ideologie gewordene Schnapsidee der Grünen machte Angela Merkel nun zur Chefsache in Europa. Ob sie dabei selber – sie ist Naturwissenschaftlerin – an die saubere Luft und die Rettung der Welt vor einer zwei Zentimeter hohen Flutwelle glaubt oder schon höhere Ziele ins Auge gefaßt hat wie eine schwarz-grüne Koalition, können wir vorerst noch nicht deutlich ausmachen.

Jedenfalls suchte sie, seit Deutschland die Ratspräsidentschaft in der EU hat, Europa auf Grünkurs zu bringen, und da der Widerstand auch bei den neuen EU-Mitgliedern gering blieb, drehte sie sich ganz durch den Wind und wollte nicht nur Europa, sondern die ganze Welt mit deutschen Windmühlen und Sonnensammlern beglücken. Am deutschen Wesen soll das Klima genesen, sollte es jetzt beim Gipfeltreffen in Heiligendamm heißen. Das war übrigens durchaus im Sinne der, nur sehr eingeschränkt gewaltfreien, Demonstranten. Doch nicht nur Putin, vor allem aber Bush hatte bereits im Vorfeld abgewinkt. Die asiatischen Tigerstaaten sowieso. Was wurde also aus dem „Klima-Gipfel"? Die erzielten Vereinbarungen beziehungsweise Absichtserklärungen für eine ferne Zukunft sind unverbindlich und nutzlos. Und die Grünen, die meistens eher verquere Ansichten vortragen, hatten diesmal den Nagel auf den Kopf getroffen: Der „Klimagipfel" war ein voller Mißerfolg.

Müssen wir darüber traurig sein, daß die Gebete von Köln und die Steinwürfe von Rostock nichts genützt haben? Droht uns nun, nachdem unsere Kanzlerin trotz ihres überwältigenden Charmes an den Einwänden der klugen alten Männer gescheitert ist, endgültig die Klimakatastrophe und das apokalyptische Ende mit Schrecken? Gibt es vielleicht gar keine Katastrophe? Hat man sich in den 70er Jahren nicht schon einmal auf allen Kanälen geirrt, als eine weltweite Abkühlung prophezeit wurde? Fällt es nicht auf, daß niemand mehr in den Medien von einem „Ozonloch" spricht, obwohl damals der Weltuntergang durch das immer größer werdende Ozonloch ganz klar vorausgesagt wurde. Machen Sie einen Versuch: Das Wort „Ozonloch" kommt in den letzten zwei Jahren in den Zeitungen überhaupt nicht mehr vor. Das am Boden herumgeisternde zu viele Ozon auch nicht. Ein Science-fiction-Film der Spitzenklasse zeigte damals New York im ewigen Eispanzer – im Kälteschock. Jetzt der Hitzeschock, die drohende Erderwärmung und der Alarm durch die 90 Prozent der Uno-Experten. Was sagen die übrigen zehn Prozent? Nach dem ersten Schock melden sich immer mehr Menschen, die das wissen möchten. Lassen wir uns in aller Ruhe die Gegenposition zum Klima-Alarm der IPCC aufzählen, wie es auch die „Frankfurter Allgemeine" in ihrer Ausgabe vom 23. März tat: Erste bedeutende Tatsache: Kohlendioxyd ist gar kein wichtiges Treibhausgas. Es kommt in der Erdatmosphäre nur in Spuren vor. Aus natürlichen Quellen strömt Jahr um Jahr ein Vielfaches der Menge an Kohlendioxid heraus, die den Anlagen der Zivilisation entstammt. Es gibt keine Anzeichen dafür, daß Kohlendioxid jemals in der Erdgeschichte für höhere Temperaturen gesorgt hat. Umgekehrt. Es gab oft höhere, sogar sehr viel höhere Temperaturen, und die haben zu einer vermehrten Freisetzung von Kohlendioxid geführt. Ursache und Wirkung verwechselt. Zu viele Faktoren spielen eine Rolle, die das energetische Zusammenspiel von Sonnenstrahlung, Atmosphäre, Landmassen und Ozeanen bestimmen. Computermodelle liefern nur das, was man vorher in sie eingegeben hat. Nicht vom Menschen verursachte Abgase sind die Ursache, sondern der Wasserdampfgehalt der Atmosphäre, ausgelöst durch kosmische Strahlung, Verschiebung der Sonnenaktivität, wie Millionen Jahre zuvor in der Erdgeschichte. Hinter einem Anstieg des Meeresspiegels stehen oft die Bewegungen der Erdplatten, nicht eine Erwärmung der Pole. Nicht einmal die Frage, ob sich die Erde wirklich erwärmt, ist geklärt. Das Eis bröckelt am Arktisrand ab, weil so viel neugebildetes Eis nachdrängt. Außerdem: Es gibt einen natürlichen Zyklus zwischen warmen und kalten Epochen, und die Erde erholt sich langsam erst von der letzten Eiszeit. Es war sogar in der Neuzeit, über die es schon schriftliche Aufzeichnungen gibt, manchmal erheblich wärmer als heute, vor 1000 Jahren, als die Wikinger Grönland (Grünland) besiedelt haben. Und in der Nähe entdeckten sie noch ein warmes Land, in dem sogar Wein angebaut wurde: Winland (Amerika). In den Wärmeperioden vor der jüngsten Eiszeit grasten auf dem Boden Deutschlands Mammutherden und Antilopen, ohne daß der Mensch Auto fuhr oder zuviel Strom mit seiner elektrischen Zahnbürste verbrauchte. Klimakatastrophe? Fragen wie einfach einen SPD-Politiker, der auch außerhalb seiner Partei in Deutschland und in der Welt höchstes Ansehen genießt, Helmut Schmidt.

In der „Bild"-Zeitung interviewte ihn der Chefredakteur Kai Diekmann zum Gipfeltreffen. Frage: „Ist die Situation so dramatisch, wie der Weltklimarat behauptet?" Helmut Schmidt: „Der Weltklimarat hat sich selbst erfunden. Den hat niemand eingesetzt. Diese ganze Debatte ist hysterisch, überhitzt, auch vor allem durch die Medien ... Seit Hunderttausenden von Jahren haben wir Warmzeiten und Eiszeiten ... ich finde in meinem Garten in Hamburg-Langenhorn Gehäuse von Meeresmuscheln – 15 Meter über dem Meeresspiegel. Ein Zeichen dafür, daß in einer früheren Warmzeit der atlantische Ozean bis nach Langenhorn und weiter gereicht hat."

Frage: „Ist ein wirksamer Klimaschutz ohne die weitere Nutzung der Atomkraft denkbar?" Antwort: „Kurzfristig ist die Antwort: Nein. Ohne die Kernkraft geht es nicht. Aber, wie das heute in 30 Jahren aussehen kann, kann ich nicht beurteilen. Der technische Fortschritt hat sich ja gewaltig beschleunigt, wird sich weiter beschleunigen."

Helmut Schmidt ist ein weiser Mann. In 30 Jahren könnte die Kernfusion, die einzige unerschöpfliche Energiequelle der Zukunft, soweit sein, die Probleme zu lösen. Hier wird ein Prozeß angesteuert, der dem gleicht, der auf unserem Sonnenball vor sich geht: Das heißt die direkte Umwandlung von Materie in Energie. Das Versuchsstadium ist beendet. Seit einem Jahr wird von einem europäischen Konsortium in dem französischen Ort Cadarache intensiv daran gearbeitet.



Mißerfolg? Obwohl Merkel den Klimaschutz betont hat, sind die Bundesvorsitzenden der Grünen unzufrieden. Foto: ddp

Kinder erstmals als Individuen gezeigt

Eine Ausstellung im Frankfurter Städel zeigt, wie Maler in ihrem Werk die Kindheit entdeckten

Der Blick auf die Kindheit ist im Laufe der Geschichte immer wieder einem starken Wandel unterworfen gewesen. Heute ist es selbstverständlich, Kinder als Individuen zu betrachten, deren subjektive Bedürfnisse, Wünsche und Interessen wahrgenommen werden und die eigene Vorstellungen von ihrem Leben in der Gesellschaft haben. Aber nicht nur heute spielt die Frage nach der Position der Kinder und der Familie in der Gesellschaft eine Rolle. Diese Entwicklung nahm ihren Ausgang im 18. Jahrhundert. Das Städel Museum hat das kürzlich erworbene Gemälde „Die Kinder des Lord George Cavendish“ von Thomas Lawrence zum Anlaß für die Ausstellung über die Entwicklung des Kinderporträts in England im 18. Jahrhundert und dessen Ausbreitung auf dem Kontinent genommen.

In den Bildnissen spiegelt sich die neue Sicht auf die Kindheit: Angeregt von den Schriften John Lockes und Jean-Jacques Rousseaus wurde dieser Lebensabschnitt nun als wichtige Phase der menschlichen Entwicklung wahrgenommen. In den Porträts treten die Kinder als selbständige Persönlichkeiten auf, deren lebenssprühende Natürlichkeit auch den modernen Betrachter verzaubert.

Der zeitliche Bogen der Ausstellung spannt sich von Anthonis van Dyck über Thomas Gainsborough, Joshua Reynolds und Henry Raeburn bis zu Friedrich von Amerling und Franz Xaver Winterhalter. Unter den gezeigten Werken finden sich Leihgaben aus namhaften Museen in Europa und in Übersee.

1693 veröffentlichte der englische Philosoph und Aufklärer John Locke in London seine wegweisende Schrift „Some Thoughts Concerning Education“ (auf deutsch erschienen unter dem Titel „Herrn Johann Locks Unterricht von Erziehung der Kinder ...“, Leipzig 1708), die sich an den englischen Landadel, aber auch an das englische Bürgertum richtete und ein neues Erziehungskonzept forderte: Statt die Kinder zu affektierten, das Verhalten der Erwachsenen imitierenden Wesen heranzuziehen, sollten ihre natürlichen Anlagen gefördert werden. Ziel war es, sie an eine einfache Lebensweise zu gewöhnen und zu einer moralisch aufrechten Gesinnung heranzubilden, so daß sie als Erwachsene für die Gesellschaft von großem Nutzen sein würden.

Die neue Wahrnehmung der spezifischen Welt des Kindes prägte neue Wertvorstellungen aus, denn Kinder wurden nun nicht nur als Garanten dynastischer Kontinuität, sondern als selbständige Charaktere gesehen, auf die sich die Fürsorge und der Stolz der Familie konzentrierten.

Die Sicht auf die Kindheit als wichtige Lebensphase, in der sich die Kinder zu eigenständigen Persönlichkeiten entwickeln, prägte auch die Bildnismalerei. Die Frankfurter Ausstellung nimmt ihren Anfang mit den Porträts der „Maddalena Cattaneo“ und den „Balbi-Kindern“ von Anthonis van Dyck (1599–1641), die der Künstler in den 1620er Jahren während seines Aufenthalts in Italien malte. Trotz der repräsentativen Bildformen und der Attribute, die ihren herausgehobenen gesellschaftlichen Rang dokumentieren, zeigte van Dyck die Kinder als liebenswerte kindliche Geschöpfe. Die von ihm geprägte Porträtauffassung wurde von seinen Nachfolgern aufgegriffen und war auch noch im 18. Jahrhundert gültig. Doch als Thomas Gainsborough (1727–1788) und Joshua Reynolds (1723–1792) auf diese Vorbilder zurückgriffen, setzten sie neue Maßstäbe: In ihren Porträts, wie der von Reynolds gemalten „Miss Crewe“, entwickeln die Dargestellten in der genau beobachteten Wiedergabe kindlicher Verhaltensweisen eine unbeschwerte Präsenz, die durch die lebendige, lockere Pinselführung noch unterstrichen wird.

Ein wichtiges Gestaltungsmoment bildet die Landschaft: Die barocke Staffagelandschaft, in der Säulen und Balustraden Hinweise auf Herrschaftsansprüche und Landbesitz geben, wird zunehmend durch die Darstellung ursprünglicher Natur ersetzt. Das macht der Vergleich der Bildnisse von John und Henry Truman-Villebois und den Marsham-Kindern, die Thomas Gainsborough um 1783 und 1787 malte, beispielhaft deutlich. Die kaum von Menschenhand geformte Landschaft entspricht dem ungezwungenen, natürlichen Verhalten der Kinder und bietet die ideale Umgebung für das kindliche Spiel, das damals als Ausdruck einer eigenständigen Aneignung der Lebenswelt gesehen wurde. Hier machte sich der Einfluß des französisch-schweizerischen Schriftstellers, Philosophen und Pädagogen Jean-Jacques Rousseau geltend, dessen 1762 erschienene pädagogische Abhandlung „Emile oder Von der Erziehung“ auch in England breit rezipiert wurde. Rousseau ging davon aus, daß der Mensch mit guten Anlagen geboren wird. Um die schädlichen Einflüsse der von der Gesellschaft vertretenen Vorstellungen und Konventionen zu vermeiden, die den menschlichen Charakter deformieren, sollten Kinder deshalb fernab der Zivilisation auf dem Land, in der freien Natur großgezogen werden. Der Erzieher muß stets Vorbild sein und dafür sorgen, daß das Kind lernt, vernünftig über die Menschen, über die Dinge, über die Gesellschaft zu urteilen. In einer konzentrierten Auswahl von insgesamt 27 Exponaten zeigt die Ausstellung ausschließlich Bildnisse von Kindern, die sich ohne die Begleitung von Erwachsenen in der freien Landschaft aufhalten. Das im Mittelpunkt stehende Porträt der Kinder des Lord George Cavendish von Thomas Lawrence von 1790 ist ein charakteristisches Beispiel für diesen Bildnistypus, der die Erziehungsideale der Zeit veranschaulicht: Die wilde, unwegsame Natur fordert die älteren Brüder zum verantwortlichen Handeln heraus, denn fürsorglich halten sie ihre kleine Schwester an den Händen. Ihr fröhlicher Blick und die roten Wangen verdeutlichen, daß die Kinder gesund heranwachsen und voller Selbstvertrauen in die Welt blikken. Das Bildnis der Kinder des Sir Francis Ford, die einem Bettler ein Almosen geben, von William Beechey (1753–1839) vermittelt Mildtätigkeit als philanthropisches Erziehungsideal.

Das englische Kinderbildnis breitete sich bald in ganz Europa aus. Künstler wie Angelika Kauffmann (1741–1807), die nach England reisten, um dort die bewunderten Vorbilder im Original zu sehen, sorgten für eine weite Verbreitung des „modernen“ Bildnistyps. In der Ausstellung ist Angelika Kauffmann mit einem Porträt der Henrietta Laura Pulteney vertreten. Bei den aufgeklärten Zeitgenossen auf dem Kontinent stieß die neuartige Auffassung des Kindes auf großes Interesse: Für den Hof in Weimar, ein Zentrum der Aufklärung in Deutschland, stellte Johann Friedrich August Tischbein (1750–1812) die Kinder des Herzogs Carl August in einer Parklandschaft dar. Diese erinnert an die Gärten in den Ilm-Auen, die der Fürst gemeinsam mit Goethe anlegen ließ. Das ungewöhnliche Bildnis eines „Laufenden Jungen“ des dänischen Malers Jens Juel (1745–1802) ist gleichfalls von den neuen Grundsätzen der Erziehung geprägt, denn damals wurden zunehmend sportliche Aktivitäten als bedeutender Teil der Erziehung wahrgenommen.

pmst

Die Ausstellung im Frankfurter Städel, Schaumainkai 63, ist dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, mittwochs und donnerstags bis 21 Uhr geöffnet, Eintritt 10 / 8 Euro, bis 15. Juli. Vom 1. August bis 4. November 2007 ist die Ausstellung in der Dulwich Picture Gallery, London, zu sehen.



Begegnung mit einer anderen Welt: Junger Besucher im Städel Foto: Städel Museum

Ein Leben im Einklang mit der Natur

Der Dichter Ernst Wiechert und die preußischen Tugenden

Von Bärbel Beutner

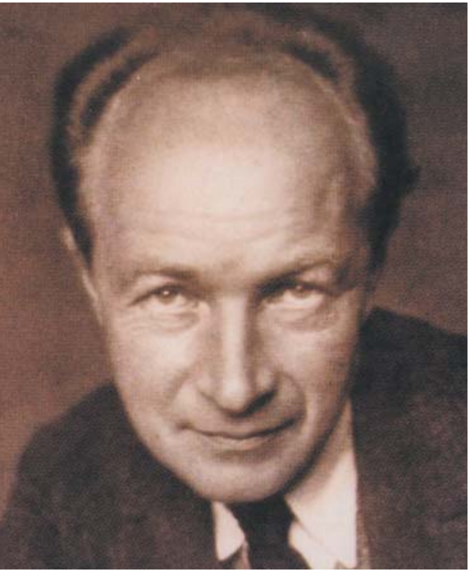
Aber da er in seiner Jugend und Armut ganz schnell daran dachte, daß seine Eltern nun jeden Tag Weißbrot essen würden, fiel die Reinheit von ihm ab, und die Wölfe zerrissen ihn.“ So geschieht es dem Jüngsten von drei Jünglingen in dem Märchen „Die Königsmühle“ von Ernst Wiechert. Sie sollen das Volk von einer blutigen Tyrannenherrschaft befreien und müssen dafür reinen Herzens sein. „Denn das letzte Böse auf dieser Erde wird nicht durch das Schwert bezwungen, sondern durch das reine Herz.“ Der Jüngling ist vom Volk wegen seines reinen Herzens auserwählt worden, wie seine beiden Vorgänger auch, aber alle drei trüben, ja zerstören die Reinheit ihres Herzens durch einen Gedanken an irgendwelchen Nutzen und verlieren dafür ihr Leben.

Ernst Wiechert schrieb die Märchen im Winter 1944 / 45 für die Kinder, „daß ihre Herzen wieder einmal leuchten sollen“, wie es im Vorwort heißt. In den Märchen begegnen wir, wie auch sonst im Werk des Dichters aus Masuren, einem absoluten moralischen Gesetz, der „letzten Gerechtigkeit, von der die Kinder und Völker aller Zeitalter geträumt haben“. Den Grundstein zu dieser Haltung legte die Erziehung der Mutter, über die Wiechert in seinen Jugenderinnerungen „Wälder und Menschen“ schreibt: „... der Sinn für Pflicht, Zucht und Ehre, den meine Mutter sehr früh und mit niemals nachlassender Kraft in mir geweckt hat.“ Was sich hier auftut, ist der Katalog der preußischen Tugenden. Wiechert schildert sie in positiven und negativen Beispielen: ein ordentlicher Lebenswandel, ehrliches, redliches Geschäftsgebaren, Zuverlässigkeit, Erfüllung auch der kleinsten Vorschriften, Fleiß, Sparsamkeit, vor allem aber Achtung vor der Würde eines jeden Mitmenschen. Er schildert ein Kindheitserlebnis, als die Mutter ihn straft, weil er vor einem alten Waldarbeiter nicht die Mütze gezogen hat, er schildert mit unnachsichtiger Schärfe „das Böse“, das sich in Jungenstreichen ebenso zeigt wie in dem Schneidemühlenbesitzer Trilljam, der den Vater zum Trunk verführt und der eine Verkörperung des Teufels zu sein scheint. Das moralische Gesetz, die Gerechtigkeit ist uneingeschränkt gültig und zu befolgen.

Der Kategorische Imperativ Kants klingt durch, der eine hohe Anforderung an den Menschen stellt: Er soll verantworten können, daß sein Handeln zum allgemeinen Gesetz werden kann. Wiechert lädt dem Menschen noch die zusätzliche Pflicht auf, dem moralischen Verfall und dem Bösen entgegentreten zu müssen. Tut der Mensch das nicht, so macht er sich schuldig. Doch zeigt er zugleich den Weg auf, diese Forderungen erfüllen zu können. Es ist möglich mit der Reinheit des Herzens und im Einklang mit der Natur.

Der Einklang mit der Natur ist bei Wiechert die Basis des Sittengesetzes, aus dem Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Schutz der Schwachen, Ehrfurcht vor den Alten, Weisen und Kranken und vor dem Göttlichen erwachsen. Die Grundlage aber ist die Liebe, wie er sie in seinen Reden definiert hat, die Liebe, welche die Welt braucht.

„Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest“, lautet der praktische Imperativ Kants aus seiner „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“, eine Grundlage der preußischen Tugenden, die den Menschen in den Mittelpunkt stellt. Die Schändung des Menschen erlebte Wiechert während seines Aufenthaltes im Lager Buchenwald 1938. „Die ganze Menschheit war geschändet worden“, heißt es in dem Bericht „Der Totenwald“. Den Weg aus dieser Verstrickung aus Gewalt und Schuld weist Wiechert in seiner „Rede an die deutsche Jugend 1945“. Es ist die Liebe. „Laßt uns dann denken, daß zwölf Jahre lang nichts mit solchem Haß verfolgt und gekreuzigt worden ist wie die Liebe.“ Und er stellt den Münchner Studenten ihre Aufgabe für ihr Volk vor Augen. „... ihr sollt die Liebe ausgraben unter den Trümmern des Hasses.“



Ernst Wiechert Foto: Holdt

Männer bevorzugen Blondinen

Wird es blonde Menschen in 200 Jahren tatsächlich nicht mehr geben?

Von CORINNA WEINERT

Blonde Haare sind etwas Besonderes – und auch selten, wenn sie wirklich „natur“ sind. Doch woher kommt eigentlich die Faszination für blonde Haare – oder um es genauer zu sagen: für blonde Haare bei Frauen? Und was ist dran am Gerücht, daß es blonde Menschen in 200 Jahren nicht mehr geben wird?

Bereits in der Antike hatte man ein Faible für blonde Haare. Die römischen Frauen beispielsweise waren so fasziniert von der Haarfarbe ihrer gallischen und germanischen Sklavinnen, daß sie sich aus deren abgeschnittenen Zöpfen Perücken anfertigen ließen oder mit eher mäßigem Erfolg versuchten, die eigenen Haare zu bleichen. Das weibliche Schönheitsideal hatte auch in den folgenden Epochen immer blonde Haare, selbst oder gerade in Kulturen, in denen überwiegend dunkle Haare üblich waren. Mit der hellen Haarfarbe waren stets auch immer bestimmte Assoziationen verbunden: Naivität, Reinheit, Unschuld, Jugend, aber auch Sinnlichkeit oder Erotik.

Als in den 1930er Jahren die ersten allgemein käuflichen Haarfärbemittel auf den Markt kamen, lancierte das Blondsein zu einem Massenphänomen. Der Trend wurde nicht zuletzt dadurch geschürt, daß die Filmindustrie vielfach blonde Frauen als Hauptdarstellerinnen wählte.

Die wohl berühmteste unter ihnen, die von Natur aus eigentlich brünett war, ist Marilyn Monroe. Sie war es auch, die wie keine andere das heutige Stereotyp der Blondinen prägte. Experimente zur sozialen Wahrnehmung verdeutlichen, wie fest dieses in den Köpfen der Menschen verankert zu sein scheint: Bittet man Versuchspersonen, anhand von Fotos unterschiedliche Persönlichkeitsmerkmale der abgebildeten Menschen zu bewerten, tendieren sie dazu, Blondinen als schwächer, unterwürfiger und weniger gescheit zu beurteilen.

Nichtsdestotrotz sind Blondinen in der Männerwelt heiß begehrt. Ein wesentlicher Grund für die Attraktivität von Blondinen dürfte wohl sein, daß helle Haare als Zeichen von Jugendlichkeit gelten. Das kommt nicht von ungefähr: Die meisten Blondschöpfe finden sich nämlich bei Kindern. Im Laufe der Zeit dunkeln allerdings viele von ihnen nach – auch diejenigen, die letztendlich blonde Haare behalten. Das der Farbe anhaftende Attribut der Jugendlichkeit mag erklären, weshalb sie ausgerechnet bei Frauen als anziehend gilt. Nach einer allgemein akzeptierten Theorie der Attraktivitätsforschung bevorzugen Männer bei der Partnerwahl junge Frauen, weil diese mit größerer Wahrscheinlichkeit gesund sind und noch eine längere Phase der Fruchtbarkeit vor sich haben als ältere Frauen.

In der Entwicklungsgeschichte des Menschen stellte diese Strategie für Männer einen Fortpflanzungsvorteil dar. Somit bekommt die Vorliebe für blonde Haare bei Frauen einen biologischen Sinn. Damit liegt auch auf der Hand, warum blonde Haare bei den Herren der Schöpfung nicht attraktivitätssteigernd wirken.

Im Gegensatz zu Frauen ist die Fortpflanzungsfähigkeit der Männer nicht an ein so relativ enges Zeitfenster gebunden. Zwar nimmt auch bei ihnen die Zeugungsfähigkeit mit zunehmendem Alter ab, jedoch können sie auch dann noch Vater werden. Es verwundert also nicht, daß blonde Haare für Männer keinen Attraktivitätsbonus darstellen. Eher im Gegenteil: Viele Frauen bevorzugen den südländischen Typ, der dunkle Haare hat. Sie blond – er schwarz. Die Kombination findet man besonders häufig, wenn Klischees bedient werden, zum Beispiel der Filmheld und seine Geliebte, das glückliche Paar in der Werbung oder die Plastikfiguren von Braut und Bräutigam auf der Hochzeitstorte. Die These der Jugendlichkeit könnte auch helfen, das Stereotyp der Blondinen zu erklären: Blondinen mit Eigenschaften wie Naivität, Reinheit und Unschuld in Verbindung zu bringen rührt möglicherweise daher, daß Kindern dieselben Eigenschaften zugeschrieben werden. Somit ließe sich auch das Vorurteil, Blondinen seien dümmer als Nicht-Blondinen – der Aufhänger für die zahlreichen Blondinen-Witze – erklären: Kindern fehlt es an Lebenserfahrung und Wissen über die Bedeutung und Zusammenhänge von Dingen.



Berühmte Blondine: Marilyn Monroe war von Natur aus brünett. Foto: Archiv

Und wie steht es nun um die Zukunft der Blondinen? Ist ihr Bestand wirklich bedroht? Mit der Meldung: „Die Blondinen sterben aus!“ schockten zahlreiche Boulevardmedien unlängst ihre Leserschaft. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hatte in einer Studie berechnet, daß in 200 Jahren keine Blondschöpfe mehr geboren würden. Zwar stellte sich die Information als Falschmeldung heraus, aber dennoch war die Aufregung groß.

Nun – von einem Aussterben kann gewiß keine Rede sein – und schon gar nicht innerhalb von nur 200 Jahren – also der nächsten sieben Generationen. Dennoch ist davon auszugehen, daß es weniger blonde Menschen geben wird. Das liegt daran, daß die verantwortliche Genausprägung für blonde Haare rezessiv ist, wodurch die Farbe nur bedingt in Erscheinung tritt. Jedes Gen – somit auch das für die Haarfarbe – ist in zweifacher Ausführung vorhanden, da bei der Zeugung jeweils ein Chromosomensatz von Mutter und Vater zusammenkommen. Hat das Gen für die Haarfarbe beide Male die Ausprägung „blond“, wird das neue Menschlein blond. Hat jedoch ein Gen die Ausprägung „schwarz“, wird das neue Menschlein schwarze Haare haben. Vereinfacht ausgedrückt, denn in Wirklichkeit hängt die Haarfarbe von einem Gen alleine ab.

Pflanzen sich blonde Menschen mit solchen fort, die schwarze Haare haben, wird die Haarfarbe ihrer Nachkommen überwiegend eine dunkle sein. Genau das passiert in Zukunft vermehrt durch die Vermischung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Schwarze Haare setzen sich dabei durch, weil ihre Genausprägung dominant ist. Doch damit sind die Anlagen für blonde Haare keineswegs verschwunden. Ein Mensch, bei dem das eine Gen die Ausprägung „blond“ besitzt und das andere die Ausprägung für schwarze Haare, hat dann zwar selbst schwarze Haare, kann die Ausprägung „blond“ aber dennoch vererben. Bei der Zeugung werden die Chromosomenpaare nach dem Zufallsprinzip halbiert und weiter gegeben. Gewinnt das Gen mit der Ausprägung „blond“ in dieser „Lotterie“ und trifft es auf ein anderes seiner Art, wird das neue Menschlein wieder blond sein.

Rezessive Merkmale wie blonde Haare verschwinden also nicht so einfach. Sie haben dieselbe Wahrscheinlichkeit, an die Nachkommen weitergegeben zu werden wie Merkmale, die dominant sind. Die Anlagen für blonde Haare werden also im Genpool der Menschheit gleich häufig bleiben, lediglich das Aussehen der Nachkommen verändert sich. Die Menschen werden seltener helle Haare haben, obwohl sie die Anlagen dafür in sich tragen.

Die Vermischung der Erbfaktoren läßt sich mit dem Zusammenrühren von Flüssigkeiten in einem Gefäß vergleichen: Das Gemisch verändert sich dramatisch, doch die Einzelteile bleiben in Art und Häufigkeit gleich. Auch im Fall der Erbsubstanz bilden sich beim Zusammenführen viele neue Kombinationen, aber die einzelnen Komponenten, aus denen sich das gesamte Erbgut zusammensetzt, ändern sich nicht. Der berühmte Biologe E.O. Wilson betont, daß hierdurch viel mehr Kombinationen erblich bedingter Eigenschaften wie Augenfarbe, Haar- und Hautfarbe vorkommen werden als je zuvor, zum Beispiel blaue Augen und dunkle Haare oder braune Augen und blonde Haare.

Sie leuchtet jetzt in vielen Farben

Giftpflanze des Jahres 2007: Der Fingerhut ist bewundernswert schön

Von ANNE BAHRS

In diesen Wochen stehen die Fingerhüte, wissenschaftlich Digitalis purpurea geheißen, im schönsten Blütenschmuck. Aus fast jedem Fingerhut, der auf dem immer länger werdenden Schaft erblüht, erwächst bis in den September hinein, umgeben vom vierblättrigen Außenkelch, eine runde, zweihäusige Samenkapsel. Die länglichen Samen sind so winzig und leicht, daß 10000 Stück kaum ein Gramm wiegen! Der Wind wird diese Winzlinge aus ihrem Gehäuse schütteln und sie weit forttragen, und wir können sicher sein, daß auf jeder Waldlichtung nach zwei Jahren eine Kolonie der Roten Fingerhüte siedelt.

Digitalis purpura ist in West- und Nordeuropa heimisch, hat sich inzwischen aber auch in Nordamerika und Asien ausgebreitet.

Die Heilwirkung dieser todbringenden Giftpflanze ist altbekannt. Heute können wir ihre Wirkstoffe benennen: Es sind die Glykoside Digitalin, Digitalein, Digitoxin und Digitonin. Früher mischte man eine geringe Dosis des bitteren Pflanzensaftes, den man aus den gepressten Blättern gewann, mit Honig und reichte ihn Patienten mit Magen- und Darmbeschwerden, bereitete einen Sud aus getrockneten Blättern und Samen zur Reinigung von Wunden, einen Tee zur Entwässerung. Aber die Nebenwirkungen dieser oft wirksamen Medizin waren beunruhigend, die verordnete Dosierung mußte immer wieder in Frage gestellt werden. In Irland nannte man die hier weitverbreitete Pflanze „Dead Men's Timbles“ – Totenfingerhut!

1775 interessierte sich der schottische Arzt William Withering für den Tee, den eine Kräuterfrau aus Birmingham ihren Patienten empfahl, die wegen starker Ödeme ihre Hilfe suchten. Er entdeckte, daß diese Kräutermischung getrocknete Blätter und Samen des Wolligen und des Roten Fingerhutes enthielt, und dieser Arzt konnte erstmals nachweisen, daß die Wirkstoffe des Fingerhutes den Pulsschlag verlangsamen und die Arbeit des Herzmuskels unterstützen, regulieren und dadurch Blutandrang und Ödembildung durch bessere Zirkulation vermindern.

Verstärkt widmeten Mediziner und Pharmakologen nun ihre Aufmerksamkeit den Herzkrankheiten und ihrer Behandlung mit Digitalispräparaten. Die Dosierung des Pulvers, hergestellt aus den im Spätsommer geernteten und getrockneten Blättern im ersten Jahr dieser Pflanzen, war aber sehr schwierig, die Meßwerte nicht konstant. Trotzdem setzte man große Hoffnung in diese Medizin und ließ Digitalis purpurea im großen Stil kultiviert in Österreich-Ungarn anbauen, denn Forschungsergebnisse bewiesen, daß zwischen Blütenfärbung und Dioxingehalt der Pflanze ein direkter Zusammenhang besteht. (Die purpurfarbigen Blüten enthalten wesentlich mehr Dioxin als die rosafarbigen!) In weiteren Jahren konnten die Meßmethoden wesentlich verbessert werden. Nun ließ sich beweisen, daß auch Klima und Bodenbeschaffenheit Einfluß auf den Anteil giftiger Substanzen in allen Arten der Fingerhut-Familie haben, daß eine in etwa konstante Glykosid-Zusammensetzung auch ständiger Nachzüchtung bedarf, und daß die Art der Trocknung ebenfalls eine Rolle spielt. Darum mußte die Handelsdroge auf einen bestimmten Wirkstoffgehalt eingestellt werden.



Fingerhut: Heilend und giftig zugleich Foto: Bahrs

Wegen seines hohen Gehaltes an Herzglykosiden hat in den letzten Jahren der aus den Balkanländern stammende, kalkreichen Boden liebende, gelbblühende Wollige Fingerhut (Digitalis lantana) große Bedeutung erlangt. Er wird nun in weiten Kulturen auch in Afrika, Mittelamerika und in Indien angebaut. Die aus den Pflanzen der Digitalis-Familie gewonnene Herzmedizin wird auf der ganzen Welt geschätzt. Es gelang den Pharmakologen auch bereits die Herstellung synthetischer Wirkstoffe und Biotransformation durch Zellkulturen, die eine genauere Dosierung für jeden einzelnen Patienten ermöglichen und die immer noch gefürchteten Nebenwirkungen durch belastende Digitalispräparate minimieren sollen.

Regionale Köstlichkeiten

Es liegt im Trend, sich seiner Wurzeln zu erinnern. Viele Nachgeborene fragen Eltern und Großeltern nach dem Damals, nach der Kindheit und Jugend. Sie interessieren sich aber auch für regionale Sitten und Gebräuche, ja sogar für alte Rezepte. Da wird das von Peter Ploog herausgegebene Kochbuch **„Ostpreußische Küche“** (Komet Verlag, Köln, 128 Seiten, geb., 7,95 Euro) nicht nur heimatvertriebenen Ostpreußen besonders gelegen kommen. Die Rezepte – von Apfelfladen bis Zander ostpreußische Art – sind kurz und bündig beschrieben und besonders appetitlich illustriert. Ein einleitender Aufsatz von Frank-Lothar Hinz informiert über Land und Leute und stimmt ein auf die folgenden Köstlichkeiten. Ein gut gemeinter Rat: In diesem Buch sollte man nicht schmökern, wenn man hungrig ist oder sich gar eine Diät vorgenommen hat, zu lecker sind die regionalen Rezepte. *hst*



Erwachsene Waisen

Wenn Eltern sterben, endet die Kindheit endgültig

Von Ulrike Steinbach



Beerdigung der Mutter: Der Mensch, der vorher immer für einen da war, tritt plöztlich aus dem eigenen Leben. Foto: colourbox

Es ist der normale Zyklus des Lebens: Kinder werden geboren, Großeltern sterben – und irgendwann auch die Eltern. Jedoch ist der Tod der Mutter oder des Vaters für viele ein schwerer Verlust, auch wenn sie selbst schon im Seniorenalter sind. „Solange die eigenen Eltern leben, bleiben viele ihnen gegenüber in der Rolle des Kindes“, sagt Barbara Dobrick, Journalistin und Buchautorin („Wenn die alten Eltern sterben“).

Eltern geben ihren Kindern ein Gefühl von Sicherheit – oft sogar noch, wenn diese schon erwachsen sind. Nach dem Tod der Eltern haben Sohn und Tochter manchmal das Gefühl, mit dem Verlust von Mutter und Vater auch ihre seelische Stabilität, sozusagen den „Schutzschild im Rücken“ zu verlieren. „Sie fühlen sich oft völlig allein, auch wenn sie selbst längst eine Familie gegründet haben“, berichtet Dobrick, die für ihr Buch zahlreiche Interviews zum Thema geführt hat. Mit dem Verlust seien vielschichtige Gefühle verbunden. Dobrick: „Wichtig ist, jedes Gefühl ernst zu nehmen.“

Auch wenn Eltern im hohen Alter sterben und sich die Kinder lange auf die neue Situation vorbereiten konnten, werden viele von unerwartet starken Gefühlen übermannt. „Das ist ganz normal. Schließlich beeinflußt niemand unser Leben so sehr wie die Eltern“, betont Barbara Dobrick.

Andere wiederum spüren eine neu gewonnene Freiheit. „Manchmal entwickelt sich das eigene Leben danach in eine völlig andere Richtung“, sagt Trauerbegleiterin Mechthild Schroeter-Rupieper. Man traut sich plötzlich Dinge zu, die man in Anwesenheit der Eltern nicht gewagt oder ihnen nicht zugemutet hätte. „Dann sollte man ohne schlechtes Gewissen neue Wege gehen“, betont die Expertin.

Familien, die das Thema frühzeitig ansprechen, hätten es später leichter. „Man sollte über die Art der Bestattung sprechen und klären, wo das Testament und wichtige Papiere liegen“, unterstreicht Schroeter-Rupieper. Das sollte möglichst nicht erst auf dem Sterbebett geschehen. „Man kann einen Sterbefall in der Bekanntschaft, einen Vortrag oder einen Zeitungsartikel zum Anlaß nehmen, um diese Dinge anzusprechen.“

Eltern geben auch großen Kindern Sicherheit

Wer wichtige Dinge aus dem Leben der Mutter und des Vaters erfahren möchte, kann sie bitten, Memoiren zu schreiben oder ihnen diese Arbeit in Form schriftlicher Interviews abnehmen. „Das ist später ein schönes Andenken“, berichtet Mechthild Schroeter-Rupieper von den Erfahrungen ihrer eigenen Familie. Auch wenn das Verhältnis ambivalent sei, sollte man den Eltern nicht ausweichen, sondern die Gefühle bewußt wahrnehmen, sagt Barbara Dobrick: „Auch diese Erlebnisse können später eine Hilfe sein.“

Für die Trauer sei es wichtig, von den Toten Abschied zu nehmen. „Vor allem, wenn der Angehörige unerwartet verstorben ist, sollte man sich dafür viel Zeit nehmen“, betont Schroeter-Rupieper. Erst dann könne man begreifen, daß der geliebte Mensch wirklich gestorben ist.

„Die Verstorbenen anzuschauen, verringert die Ängste“, ergänzt Barbara Dobrick. Sie rät auch, die Bestattung in Ruhe zu planen. „Man sollte sich von niemandem drängen lassen.“ Außerdem gebe es den Angehörigen das Gefühl, noch etwas Gutes tun zu können, sagt Mechthild Schroeter-Rupieper.

Es handelt sich um die längste Beziehung im Leben der meisten

War das Verhältnis zur Mutter oder zum Vater belastet, sollte man sich von Schuldgefühlen lösen, empfiehlt die Trauerbegleiterin. „Man kann sich zum Beispiel überlegen, wie der oder die Verstorbene reagieren würde.“ Mit der Vorstellung, daß die Eltern verzeihen, löse sich das beklemmende Gefühl meist auf. Außerdem rät sie, neue Vertrauenspersonen zu suchen, die die Lücke füllen.

Auch Rituale wie Feste könne man in der Familie beibehalten. Für viele ist der Friedhof ein Erinnerungsort, den sie regelmäßig aufsuchen. Oder sie gedenken ihrer verstorbenen Eltern, indem sie Fotoalben anschauen oder geerbte Schmuckstücke tragen. Anderen hilft es, sich in sozialen Diensten zu engagieren.

Trauergefühle lassen sich nicht umgehen, und man müsse sich nicht dafür schämen, sich mit 50 oder 60 Jahren wie ein Waisenkind zu fühlen, sagt Barbara Dobrick: „Das Wissen darum, daß die Beziehung zu den Eltern meist die komplexeste und bestimmendste im Leben war, hilft dabei, ihren Tod zu verarbeiten.“

MELDUNGEN

Lieber ohne Pfarrer sterben

Hamburg – Geistlicher Beistand ist bei Sterbenden auf der Intensivstation meist nicht gewünscht. Diese Erfahrung macht einer der bekanntesten Herzchirurgen Deutschlands, Prof. Bruno Reichart. „Heute wollen neun von zehn Patienten keinen Pfarrer, keine letzte Ölung“, sagte der Direktor der Herzchirurgischen Klinik am Universitätsklinikum Großhadern in einem Interview mit der Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“. Man frage die Patienten, ob ein Pfarrer gerufen werden solle, „aber sie wollen nichts Christliches“. Früher sei das anders gewesen. „Ich denke, die Menschen glauben nicht, daß es nach dem Tod weitergeht“, so Reichart. Zur Frage, ob er an ein Weiterleben nach dem Tod glaubt, sagte der Professor: „Ich will das glauben ... Daß mit dem Tod alles zu Ende geht, wäre extrem unlogisch.“ *idea*

Deutsche Muslime in Angst

Gerolfingen – Als beunruhigend hat es der EKD-Ratsvorsitzende, Bischof Wolfgang Huber, bezeichnet, daß sich Muslime, die zum Christentum übertreten, nicht nur in vom Islam dominierten Ländern fürchten müssen, sondern zunehmend auch in Deutschland. So gebe es in Berlin Gemeinden ehemaliger Muslime, die in ständiger Angst vor gewalttätigen Übergriffen lebten, sagte Huber. Huber: „Ich denke, es gibt wesentlich mehr zum Christentum konvertierte Muslime in Deutschland als wir meinen.“ Bayerns Innenminister Günther Beckstein (CSU) hatte sich auf dem Kirchentag besorgt über die Entwicklung geäußert, daß in Deutschland immer mehr Christen zum Islam überträten, aber kaum Muslime zum Christentum. Beckstein betonte, daß eine durchgängige Werteerziehung durch den Religionsunterricht von unschätzbarem Wert sei. Daß Kinder und Jugendliche zu Hause Werte vermittelt bekämen, sei leider nicht mehr der Normalfall in Deutschland. *idea*

Das Denken anderen überlassen

Akkreditierungsagenturen – Wie der Staat Aufgaben abgibt, ohne daß es den Hochschulen nützt

Von George Turner

Hochschulrektorenkonferenz und Kultusministerkonferenz haben sich entschlossen, das Verfahren der Genehmigung von Studien- und Prüfungsordnungen nicht mehr bei den Landesministerien zu belassen, sondern dafür Agenturen einzurichten, die für die Akkreditierung von Studiengängen zuständig sein sollen. Darin sollte ein neues Staatsverständnis und eine Stärkung der Hochschulautonomie zum Ausdruck kommen. Nicht mehr die Fachministerien sollten darüber befinden, ob Studiengänge bestimmten Mindestanforderungen genügen, sondern eigens dafür geschaffene Einrichtungen. Zunächst gab es eine neue Institution, den Akkreditierungsrat, besetzt mit Vertretern der Hochschulen und Ministerien sowie der Wirtschaft und Studierenden. Er legt Kriterien für die Akkreditierung fest und zertifiziert (bisher sechs) Agenturen, welche die Akkreditierung durchführen.

Die Akkreditierung kostet Geld, das die Hochschulen aufzubringen haben. Das können 10000 Euro und mehr pro Studiengang sein. Damit werden vor allem die Personalkosten für Gutachter beglichen. Die Hochschulen sind in der Regel frei, die Agentur auszusuchen. Dort begutachten Wissenschaftler und andere Fachleute die eingereichten Anträge. Diese können auch Begehungen an Ort und Stelle vornehmen. Auf dem Prüfstand stehen die Qualität des Curriculums, die dazu erforderliche Ausstattung sowie die Eignung des Programms für den Berufseinstieg der Absolventen. Die „Abschätzung der absehbaren Entwicklungen in möglichen Berufsfeldern“ als Aufgabe zu formulieren, ist nicht nur anspruchsvoll, es ist

Hochschulen müssen dafür zahlen

kühn, um nicht zu sagen unverantwortlich. Wenn eine Aussage dazu für die Akkreditierung eines Studiengangs maßgeblich sein soll, werden sich die Agenturen „verheben“. Mit der Prognose über die Berufsaussichten – und über nichts anderes soll in einem solchen Rahmen befunden werden – haben sich bisher alle, die es versucht haben, schwer getan. Im allgemeinen sind die Prognosen falsch gewesen oder sie haben allein durch die Veröffentlichung zu einem anderen Trend geführt. Das klassische Beispiel ist die Vorhersage des Bedarfs an Lehrern. Sofern akuter Bedarf besteht, wird für das Studium geworben – das führt zu einer Zunahme der Studierenden in den entsprechenden Fächern – kommen sie auf den „Markt“, gibt es zu viele Bewerber – vor dem Studium wird gewarnt – Studierende meiden die lehrerbildenden Fächer – bald fehlt es wieder an Lehrkräften und der Kreislauf beginnt auf's Neue – wie beim Schweinezyklus. Wenn schon in einem Sektor, bei dem der Staat ein Einstellungsmonopol hat und wenigstens sechs Jahre im voraus ziemlich sicher gesagt werden kann, wie der Bedarf sein wird, solche Schwierigkeiten bei der Bedarfermittlung bestehen – wie soll dann erst in anderen Fächern die Entwicklung abgesehen werden?

Andere Aufgaben der Agenturen mögen sinnvoll sein. Nur können sie das besser als es staatliche Behörden vermochten? Im alten System waren die Zuständigkeit und damit auch die Verantwortung klar geregelt. Das Ministerium mit der politischen Spitze konnte gegebenenfalls mit den Mitteln der Politik in seine Grenzen verwiesen werden. Wie aber ist es mit den Agenturen? Mit ihnen schließen die Hochschulen (privatrechtliche) Verträge. Die von den Agenturen wahrgenommenen Aufgaben aber dürften öffentlichrechtlicher Natur sein. Ein schönes Betätigungsfeld für Juristen. Von mehr Transparenz war die Rede. Da muß man den Begriff schon gewaltig strapazieren. Oder ist es übersichtlicher, wenn die Hochschule sich unter den konkurrierenden Agenturen, die ihre Kosten einspielen müssen, eine aussucht, deren Kompetenz davon abhängt, welche Gutachter bereit sind, ihre Kenntnisse in deren Dienst zu stellen, als wenn ein Landesministerium zuständig ist? Bei aller Kritik, die solche Behörden gelegentlich zu Recht auf sich gezogen haben: man wußte, woran man war. Und eine andere Frage stellt sich: unabhängig davon, wie überzeugend und sinnvoll das jetzt praktizierte Verfahren sein mag, ist festzuhalten, daß die Aufgaben der Ministerien in den letzten Jahren reduziert worden sind. Gilt das aber auch für das Personal? Über einen proportionalen Abbau oder eine Umschichtung ist jedenfalls nichts bekannt geworden. Das muß

Eigene Mitarbeiter werden frei

aus der Sicht der Hochschulen mindestens irritieren. Sie haben für das Akkreditierungsverfahren Mittel aufzubringen, die sie aus ihrem Etat erwirtschaften müssen. Bei den Ministerien müßten – eigentlich – mehr oder weniger Mitarbeiter beschäftigungslos sein. Wie wird das erst beim Bundesministerium sein, wenn die Föderalismusreform wirkt und dort in großen Teilbereichen keine Aufgaben mehr anfallen!

Ob diese Reform in der konkreten Form ein Fortschritt ist, muß sich erst noch erweisen. Einiges spricht dagegen, nicht zuletzt die neu in die Diskussion gebrachte sogenannte Systemakkreditierung. Danach sollen die Hochschulen eigene Systeme der Qualitätssicherung aufbauen, die extern überprüft werden.

Es wird mit dem, was unter Hochschulreform verstanden wird, im Grunde immer schlimmer, weil unübersichtlicher und weniger klar ist, wer Verantwortung trägt. Man kann die Auffassung vertreten, daß den Universitäten eine uneingeschränkte Autonomie zustehen sollte. Dagegen spricht, daß sie Kostgänger des Staates sind und der Staat sich ein bestimmtes Maß an Aufsicht vorbehalten sollte. Außerdem sind die Hochschulen wegen ihrer Verfassung (Mitwirkung der Gruppen, Abhängigkeit der Leitungen von Wahlversprechen – je nach landesrechtlichen Regelungen) oft gar nicht in der Lage, Autonomie sinnvoll wahrzunehmen. Allzu leicht wird vergessen, daß es noch nicht lange her ist, daß manche Universitäten wie Tollhäuser wirkten. Bremen, die FU Berlin, Marburg und manch andere waren entsprechende Beispiele. Inzwischen ist das überwunden, ob auf Zeit oder endgültig ist nicht zu sagen. Da ist ein Rest „Staat“ nicht verkehrt.

Neues Leben

Türkin zieht nach London



Integration, das Schlagwort in der Ausländerpolitik, ein Oberbegriff hinter dem sich zwar ein hehres Ziel verbirgt, das sich allerdings nur zu selten verwirklicht und für die Emigranten fast immer ein undefiniertes Fremdwort bleibt.

Um vor ihrer unglücklichen Liebe mit dem verheirateten Tamer zu fliehen, verläßt Ece ihre Heimat Istanbul und geht nach London, um dort Englisch zu lernen und Biologie studieren zu können.

Im Gegensatz zu allen anderen Emigranten, die aus ähnlichen Gründen nach London kommen, ist Ece nicht darauf angewiesen als Tellerwäscherin oder Kellnerin in einem billigen Kebab Restaurant schwarz zu arbeiten, da ihr Großvater für sie ein Sparbuch angelegt hat.

Nach dessen Tod, als ihr Kummer sie zu überwältigen droht und ihre Lage aussichtslos erscheint, findet sie es an einem geheimen Ort hinter seinem Bücherregal. „Mit neuen Kräften sprang ich auf, leerte noch ein paar Regale, und danach war der Bücherschrank leicht genug, so daß ich ihn noch ein Stück vorziehen und meinen Arm in den Zwischenraum quetschen konnte. In der Plastikhülle steckten das Sparbuch, das ich vor Jahren einmal gesehen hatte sowie ein doppelt gefaltetes Blatt Papier ... Auf der Straße fühlte ich mich wie benommen. Irgendwie konnte ich mich nicht dazu durchringen, das Sparbuch herauszuziehen um nachzusehen, wie viel Geld ich nun mein eigen nennen konnte.“ Als Ece feststellt, daß sie theoretisch genug Geld für sieben Mercedes hat, gibt es für sie kein Halten mehr und sie fliegt nach England.

In London wohnt Ece bei ihrer Schwester Aylin und es fällt ihr trotz der neuen Umgebung und den neuen Eindrücken nicht leicht, die schmerzhaften Erinnerungen an Tamer und ihren Vater zu verdrängen und zugleich die Erinnerungen an ihren Großvater zu bewahren.

Hin- und hergerissen zwischen Erinnern und Vergessen, beginnt sie nebenbei ein neues Leben in einem fremden Land, dessen Sprache sie zunächst noch erlernen muß.

„Ich besaß mittlerweile eine Liste mit Erinnerungen, die ich nicht vergessen wollte, und untersagte es mir selbst, über irgend etwas nachzudenken, das nicht auf dieser Liste stand ... Ich wollte vermeiden, daß meine schönen Erinnerungen gemeinsam mit den schlechten im Abfallkorb meines Gedächtnisses landeten, aber wie ich das eine vom anderen trennen sollte, wußte ich nicht.“

Damit die alten Familiengeschichten und Legenden, die ihr Großvater ihr einst anvertraute, nicht in Vergessenheit geraten, beginnt Ece, diese an Aylin weiterzugeben.

Wie in der Erzählung von Tausend und einer Nacht erfährt der Leser Sagen und Märchen sowie auch die Geschichte einer großen Liebe, der Liebe von Eces Großmutter und ihrem Großvater, dem hoffnungslos verliebten armenischen Silberschmied.

Am Beispiel von Eces Bekannten und Arbeitskollegen im Grillrestaurant verdeutlicht die Autorin Esmahan Aykol die prekäre Situation der Emigranten, die mit befristeter Aufenthaltsgenehmigung nach England kommen und dort auf einen Neuanfang, eine Ausbildung, ein besseres Leben hoffen und häufig doch nur zur schlecht bezahlten Schwarzarbeit in billigen Restaurants herangezogen werden, um vom kargen Trinkgeld ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Von Integration kann nicht die Rede sein.

Während die Emigranten in spärlich möblierten Einzimmerwohnungen hausen und Tag und Nacht für einen Hungerlohn schuften, werden in die Heimat Fotos von Villen und teuren Autos verschickt, um die Lüge von Wohlstand und beruflichem Erfolg aufrecht zu erhalten.

Vor der Kulisse der Migrationsproblematik berichtet die Autorin jedoch sehr warmherzig und unbefangen von Eces unerfüllter Liebe, dem Wunsch, endlich vergessen zu können, und der Tatsache, daß auch das gekränkteste Herz irgendwann bereit für eine neue Liebe ist. *A. Ney*

***Esmahan Aykol: „Goodbye Istanbul“**, Diogenes Verlag, Zürich 2007, geb., 354 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 6212*

Alle Bücher sind über den PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 27, zu beziehen.

Bleiben war kein Segen

Autor berichtet über seine Zeit in seiner polnisch gewordenen Heimat



Wer schon zahlreiche Lebenserinnerungen von Heimatvertriebenen gelesen hat, ist Kummer gewöhnt. Dieser bezieht sich auf das häufig tragische Schicksal, das die Menschen erlitten haben, aber auch auf die äußerst unterschiedlichen literarischen Fähigkeiten der jeweiligen Autoren, denn verständlicherweise sind die wenigsten von ihnen im Schreiben geübt. Doch da hier die Dokumentation von Zeitgeschichte höherwertiger ist als sprachliche Ausdruckskraft und Erzählstruktur, sind die Erwartungen in dieser Hinsicht eher niedrig angesetzt.

Eine Autobiographie, die jedoch beides miteinander vereint, indem Zeitgeschichte auch sprachlich überzeugend umgesetzt ist, ist „In der Heimat gefangen – Eine Kindheit zwischen Krieg und Vertreibung“.

Werner Kutscha, über dessen späteren Werdegang der Leser nicht allzu viel erfährt, scheint außergewöhnliches Erzähltalent zu besitzen, denn ein Co-Autor wird nirgendwo erwähnt.

Diese Lebenserinnerungen beginnen ungewöhnlicherweise mal nicht mit der Geburt, sondern auf einer Terrasse in der Pfalz, der Wahlheimat von Werner Kutscha. „Doch was heißt hier Wahlheimat? Ich habe sie mir nicht ausgewählt. Die Wogen des Lebens haben mich einfach hier angeschwemmt ... Mein ursprüngliches Heimatdorf Dornhennersdorf existiert nicht mehr. Es lag im sächsischen Teil der Oberlausitz, ganz im Südosten – und damit jenseits der Neiße, so daß es nach dem Zweiten Weltkrieg an Polen fiel.“ Den Zweiten Weltkrieg hat Dornhennersdorf allerdings erstaunlich unbeschadet überstanden. Selbst der Durchzug der Roten Armee verlief vergleichsweise glimpflich ... bis zum 22. Juni 1945.

An diesen Tag „ein Sommertag begann, zum Träumen geschaffen“, frühstückt die Familie – der 13jährige Werner, seine beiden fast erwachsenen Schwestern und die Eltern – im Wintergarten. Dann: „Draußen knallten einige Gewehrschüsse. Eine rauhe Stimme brüllte aus einer Art Megafon: ‚Alle Deutschen mussen sofort Dorf verlassen. Mitnehmen nur, was zu tragen möglich. Alle Wertsachen da lassen!“ Werner und seine Familie stürzen an die Tür und sehen „Koffer, Kisten und Rucksäcke tragende Menschen“ an sich vorüberziehen. Dazwischen brüllende, polnische Soldaten.

Eindringlich beschreibt der Autor, wie die Familie von Panik ergriffen wird, schnell jedoch erfährt, daß sie dableiben sollen. Da der Vater Arzt ist, dürfen und müssen sie bleiben. Und so sehen sie von der Tür aus den vorbeiziehenden Nachbarn zu, sehen menschliches Elend und Verzweiflung. Spontan entscheidet sich Werners ältere Schwester Gisela, mit den Nachbarn in die sowjetisch besetze Zone zu gehen, was die Eltern widerwillig gewähren. Doch die Tatsache, die eigenen vier Wände nicht verlassen zu müssen, ist kein Segen. „Kein Bäcker mehr, kein Fleischer, kein Kaufladen ..., die Kartoffeln gehen auch zu Ende.“ Von nun an zieht Werner Tag für Tag durch das ausgestorben daliegende Dorf, sucht zurückgebliebene Nahrungsmittel und versorgt zurückgelassene Tiere.

Eindrucksvoll beschreibt Werner Kutscha diese Wochen nach der Vertreibung der Deutschen und vor dem Einzug der Polen. Als die sogenannten Ostpolen in die Häuser der Deutschen ziehen, bleiben die Kutschas jedoch als einzige Deutsche immer noch isoliert. Zwar arbeitet der Vater als Arzt, doch Achtung ist nicht gleich Integration.

Obwohl die Familie mit heiler Haut davon kommt, selbst ein Überfall durch Polen glimpflich ausgeht, Werners illegaler Grenzübergang nach Zittau zwar die kurzfristige Trennung von seinen Eltern bedeutet, aber ihm eine Zukunft ermöglicht, berührt „In der Heimat gefangen“ durch die Intensität der geschilderten Gefühle und Eindrücke.

Selbst die Begründung, warum Werner Kutscha später nie sein Heimatdorf besucht hat und sein zeitweiliger Haß auf die Polen werden nachvollziehbar. *Bel*

***Werner Kutscha: „In der Heimat gefangen – Eine Kindheit zwischen Krieg und Vertreibung“**, rosenheimer, Rosenheim 2007, geb., 368 Seiten, 9,95 Euro, Best.-Nr. 6080*

Spur führt nach Afghanistan

Spanndender Thriller um ein geplantes El-Kaida Attentat



„Wenn es um Spionage und internationale Verwicklungen geht, ist Frederick Forsyth ein Meister der Spannung“, meint nicht nur die „Washington Post“, doch möglicherweise ist der 1938 geborene Altmeister schon zu routiniert bei der Arbeit, um mit „Der Afghane“ wirklich überraschen zu können.

„Wenn der junge Talib-Leibwächter gewußt hätte, daß ihm dieser Handyanruf den Tod bringen würde, hätte er es nicht getan. Aber er wußte es nicht, und so tat er es, und es geschah.“ Dem eigentlich vielversprechenden Anfang wird gleich zu Beginn schon die Spannung genommen, da Forsyth damit beginnt, seinem Leser zahlreiche Grundinformationen zum Aufbau verschiedener Terrorgruppen und weltweiter Geheimdienste zu geben. Das hilft dem Leser zwar, sich zurechtzufinden, doch es dauert einige Seiten, bis der Autor mit seiner Geschichte fortfährt. „Der Leichnam auf der Straße wurde von den Soldaten eingekreist und zugedeckt ... Noch immer hatte niemand die leiseste Ahnung, wer er war. Klar war nur, daß ihm der Tod lieber gewesen war als die liebevolle Aufmerksamkeit der Amerikaner im Lager von Bagram in Afghanistan, wohin Islamabad ihn nach einer kurzen Verhandlung mit dem CIA-Chef in Pakistan sicher überstellt hätte.“

Nach einigen verwirrenden Szenenwechseln, die wohl Atmosphäre schaffen sollen, kommt er dann auf die eigentliche Handlung zu sprechen. Bei jenem Talib-Leibwächter fand sich ein Hinweis auf einen geplanten Anschlag, der unter dem Geheimnamen „El Isra“, die Reise Mohammeds zum wahren Glauben, geplant wird. Doch was ist „El Isra“? US-amerikanische Koranforscher werden zur Hilfe gerufen, doch außer wagen Theorien, die sich auch noch widersprechen, können sie nicht weiterhelfen. Stattdessen gibt der eine Wissenschaftler den Hinweis, daß sein in England lebender Bruder Mike Martin schon unter Moslems gelebt hat und als britischer Soldat für Spezialeinsätze dazu in der Lage wäre, sich unter die vermeidlichen Attentäter zu mischen. Erstaunlicherweise gibt es auch gleich einen Gefangenen in Guantanamo, dessen Identität er annehmen kann. „Der Afghane“ hat in seinem Land einen Ruf als überzeugter Taliban-Kämpfer, zumal er die Amerikaner haßt, da seine Familie bei einem Luftangriff 2002 ums Leben gekommen ist. Überraschenderweise kennt Mike Martin den Afghanen Izmet Khan sogar persönlich, was ihm hilft dessen Identität anzunehmen. Genauso überraschend findet Khan alias Martin sofort Anschluß an den Kreis der Attentäter, kaum daß er die Landesgrenzen von Afghanistan überschritten hat. Wer sich aber an derartigen „Überraschungen“, aufgrund derer alles wie geschmiert läuft, nicht stört, der wird von hier an gut unterhalten werden. Schiffsentführungen, El-Kaida-Schläfer, Mord, fanatische Selbstmordattentäter, brenzlige Situationen, in denen Mike Martin fast enttarnt wird; Forsyth erzählt durchaus eine spannende Geschichte. Ständige Orts- und Szenenwechsel verstärken zudem das Tempo der Entwicklungen. Außerdem erfährt der Leser, an welchen Krisenherden Martin zuvor eingesetzt worden ist und was er dort erlebt hat und wie Izmet Khan zu dem geworden ist, als der er nun in Guantanamo einsitzt. Trotz bewegender Schicksalsschläge bleiben die Charaktere jedoch eindimensional.

Erst auf den letzten 30 Seiten erfährt Mike Martin, was die eigentlichen Attentatspläne sind. Der G8-Gipfel in den USA, ziemlich große Schiffe und eine mörderische Hitze sind hier der Schlüssel. Und natürlich wird die Welt gerettet – wenn auch unter der Bedingung, daß es keine Fortsetzung der Abenteuer Mike Martins mehr geben kann. *R. Bellano*

***Frederick Forsyth: „Der Afghane“**, C. Bertelsmann, München 2006, geb., 249 Seiten, 19,95 Euro, Best.-Nr. 6213*

Herrenschmuck-Set "Ostpreußen"



Edles Herrenschmuck-Set, bestehend aus: Manschettenknöpfen, Krawattenklemme und Anstecknadel (Pin).

Alle Schmuckstücke sind aufwendig emalliert. Lieferung in repräsentativer Geschenkbox (ohne Abb.)

Best.-Nr.: 5960 € 49,95

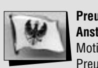






Zeigen Sie Flagge!

Ob für Mütze, Revers oder als Sammlerstück: Flaggen-Anstecker mit emaillierter Oberfläche und Steckverschluss. Maße: ca. 17 x 12 mm



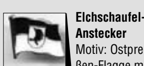
Preußen-Anstecker Motiv. Preußenadler, Best.-Nr.: 6057



Königsberg-Anstecker Motiv: Königsberg-Flagge, Best.-Nr.: 6056



Ostpreußen-Anstecker Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Provinzwappen, Best.-Nr.: 5889



Elchschaufel-Anstecker Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Elchschaufel, Best.-Nr.: 6055





Theodor Kroehnert
Frieder Staginnus
Ein ostpreußischer Junge verliert seine Heimat. Verserzählungen
Kart., 160 Seiten
Best.-Nr.: 6190, € 7,90



Rosa Labenski
Ich will doch nur zu meinen Kindern
Gefangen in Ostpreußen 1945 bis 1948
Geb., 224 Seiten
Best.-Nr.: 6177, € 14,95



Helma Herrmann-Schicht
Eine Mutter und sieben Kinder
Schicksalstage in Ostpreußen 1945-1948
174 Seiten, 5 S/W Abb.
Best.-Nr.: 6176, € 14,95

Jenny Wölk
Wahre Geschichten
von Königsberg nach Pinneberg
Erinnerungen der Großmutter für die Nachwelt von der Enkelin festgehalten! Kart., 240 Seiten
Best.-Nr.: 6097, € 11,99

Neu

Alma Weimann
Eingetragen in das Buch des Lebens
Erinnerungen einer Ostpreußin an die russische Kriegsgefangenschaft
Kart. 144 Seiten,
Best.-Nr.: 6193, € 7,90

Neu

Christel Wels
Der unvergessene Weg
Eine ostpreußische Biografie
Kart., 112 Seiten
Best.-Nr.: 6124, € 12,90



Michael A. Hartenstein
Die Geschichte der Oder-Neiße-Linie
„Westverschiebung“ und „Umsiedlung“ – Kriegsziele der Alliierten oder Postulat polnischer Politik?
Best.-Nr.: 5996, € 24,90



Erna Ewert, Marga Pollmann, Hannelore Müller
Frauen in Königsberg 1945 -1948
Berichte über die Zeit von 1945 bis 1948, Kart., 188 Seiten
Best.-Nr.: 2812, € 10,80

Buch der Woche



Ralf G. Reuth
Deutsche auf der Flucht
Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem Osten.

102 Zeitzeugen berichten, wie sie zwischen 1944 und 1950 ihre Heimat verlassen mußten und es für sie dabei ums nackte Überleben ging. Sie schildern, wie sie mit ihren Pferdefuhrwerken über das brüchige Eis des Frischen Haffs flohen. Sie erzählen von den letzten Kriegstagen in den Ruinen Königsbergs und vom Kampf um die Schiffspassagen in den Ostseehäfen von Pillau, Danzig und Gotenhafen. Die Flucht aus dem brennenden Breslau und die Vertreibung aus den sudetendeutschen Gebieten fehlen in den Berichten ebenso wenig wie der Brünner Todesmarsch und die Deportation der Deutschen aus Prag. Die sehr persönlichen Berichte, die unter die Haut gehen, handeln von unvorstellbarem menschlichem Leid, von Vergewaltigung und Tod, von Erniedrigung und Entbehrung. Es sind aber auch Geschichten von Tapferkeit, Willenskraft und Zusammengehörigkeitsgefühl. Und immer wieder spiegelt sich in den dramatischen Schilderungen von Flucht und Vertreibung auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Die Zeitzeugen-Berichte werden so zu einer Art Vermächtnis ihrer Autoren - ein Vermächtnis, das gleichermaßen mahnen und verpflichten soll, die gewaltsame Vertreibung von Menschen aus ihrer angestammten Heimat zu ächten, wo immer diese auch stattfinden mag.

Geb., 216 Seiten, viele Fotos und Bilddokumente, Format: 22 x 29 cm, mit Schutzumschlag.
Best.-Nr.: 6210, € 12,50

Hubertus Scheurer



Sokrates läßt Deutschland grüßen
damit Freiheit atmen kann
Kart., 244 Seiten mit Text und 164 Gedichten
Best.-Nr.: 6186, € 15,00



Mir reicht´s!
Deutschland ade
Kart., 180 Seiten mit Text und 140 Gedichten
Best.-Nr.: 6182, € 12,80

www.hubertus-scheurer.de



A.C. Grayling
Die toten Städte
Die Wahrheit über den alliierten Bombenterror
Geb., 416 Seiten, 16 Seiten s/w-Bildteil
Best.-Nr.: 6084, € 22,95



Rafat Betkowski
Allenstein wie man es nicht kennt
386 Ansichtskarten lassen das alte Allenstein wiedererstehen.
Bild-Textband, Geb., 215 Seiten
Best.-Nr.: 6107, € 24,95



Stefan Aust, Claus Richter, Matthias Ziemann
Wettlauf um die Welt.
Geb., 297 Seiten, m. Fotos
Best.-Nr.: 6208, € 19,90

Sonder-Angebot!

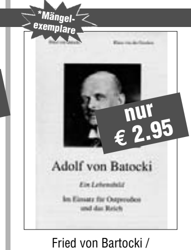
Mängelexemplare



Johanna Tuliszka
Und weidet mich auf einer grünen Aue
Erinnerungen einer Berlinerin, aus dem Jahrgang 1923
Kart., 620 Seiten, Best.-Nr.: 5712
statt € 24,00 - Ersparnis 87 %

nur € 1.95*

Hans Zeidler
Als Ostpreußen verloren ging
Kart., 63 Seiten
Best.-Nr.: 6024, Nur noch € 1,95



Fried von Bartocki / Klaus von der Groeben
Adolf von Bartocki
Das Lebensbild des ostpreuß. Oberpräsidenten, Kart., 201 Seiten
Best.-Nr.: 5892, Nur noch € 2,95

Exclusive Ostpreußen-Krawatte



Elegante Ostpreußen-Krawatte

100% Seide, Farbe: Dunkelgrau mit Elchschaufel Wappen (Größe des Wappens: 2,8 cm breit, 4 cm hoch)

Best.-Nr.: 6101, € 24,95

Buchempfehlung!



Richard Dethlessen
Das schöne Ostpreußen
Reprint der Originalausgabe von 1916

Ostpreußen wie es einmal war - Autor Richard Dethlessen nimmt Sie mit zu einer zauberhaften Reise in die Vergangenheit. Anhand eindrucksvoller Städte und Landschaftsbilder führt er durch die Geschichte des kulturreichen Landes und stellt Land und Leute vor.



Viele historische Fotos und zwei prachtvolle, historische Stadtpläne von Königsberg und Braunsberg, erwarten Sie. Besuchen auch Sie das wunderschöne und unvergessene Land an der Ostsee.

Geb., 160 Seiten, Format 14 x 21 cm, 154 s/w Abbildungen, 2 herausnehmbare Stadtpläne
Best.-Nr.: 6153, € 19,95



Nichts führt zurück
Flucht, Vertreibung, Integration 1944-1955
29 Zeitzeugen-Erinnerungen



Die Zeitzeugen berichten von den traumatischen Erlebnissen der Flucht und Vertreibung, verschweigen aber auch nicht die die unvorstellbaren Lebensverhältnisse, in die die meisten Flüchtlinge im Reichsgebiet gerieten. Im kriegszerstörten Deutschland herrschten Wohnungsnot und Hunger. Die zusätzliche Unterbringung von mehr als zwölf Millionen Vertriebenen verschärfte diese Situation ins Unerträgliche. Für Millionen Menschen blieb dieser Zustand über Jahre der Alltag. Voller Misstrauen betrachteten die Einheimischen ihre neuen Nachbarn.
Geb., 320 Seiten, zahlreiche Abb., Karte im Vorsatz
Best.-Nr.: 6197, € 9,95 Euro

PMD Preußischer Mediendienst

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27 24/07
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

»Kunst üben, heißt Freude bereiten«

Der preußische Architekt und Baumeister Ludwig Persius

Von Dirk Klose



Reiterstandbild Friedrichs des Großen vor der Orangerie im Park Sanssouci in Potsdam: Die Orangerie Sanssouci wurde in den Jahren 1851 bis 1860 nach Plänen von Ludwig Persius und Friedrich August Stueler erbaut. Foto: ddp

Fährt man in Berlin mit dem Dampfer von Wannsee in Richtung Pfaueninsel, dann sieht man auf dem westlichen, dem zu Brandenburg gehörenden Ufer die Heilandskirche von Sacrow. Zu DDR-Zeiten lag sie im streng bewachten Grenzgebiet und war somit völlig unzugänglich. Gleich nach der Wende fand Weihnachten 1989 wieder ein Gottesdienst statt; heute ist das restaurierte, an eine frühchristliche Basilika mit nebenstehendem Campanile erinnernde Bauwerk wieder ein Schmuckstück preußischer Architektur des frühen 19. Jahrhunderts.

Ihr Erbauer war der zu seiner Zeit hochangesehene Architekt und Baumeister Ludwig Persius. Er lebte von 1803 bis 1845 und stand immer etwas im Schatten seines großen Lehrers Karl Friedrich Schinkel (1781–1841). Schinkel hat in Berlin und an zahlreichen Orten Preußens gebaut, während sich Persius auf Potsdam und seine unmittelbare märkische Umgebung beschränkte. Ihm ist im Grunde das heutige Aussehen der Schlösser und Gärten in der brandenburgischen Hauptstadt und im Südwesten Berlins zu verdanken.

Dabei bezaubert bis heute, wie Persius Architektur in Natur ineins zu setzen wußte. Anders als bei Schinkel, von dem zahlreiche Bauwerke dem Krieg zum Opfer gefallen sind, sind die Persius-Bauten größtenteils erhalten geblieben; zu DDR-Zeiten haben sie teilweise sehr gelitten, aber inzwischen ist die Restaurierung so gut verlaufen und mitunter auch schon beendet, daß sich wieder ein beglückendes Bild preußischer Kultur vermittelt.

Vor vier Jahren hatte die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG) anläßlich des 200. Geburtstages von Persius in Schloß Babelsberg eine umfangreiche Ausstellung eingerichtet, die zum erstenmal einem überraschten Publikum diesen nach Schinkel bedeutendsten Architekten Preußens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorstellte. Gerade weil Potsdam zu DDR-Zeiten für ein größeres Publikum nicht allzu sehr im Blickfeld lag, kam die Ausstellung vielfach einer Neuentdeckung gleich. Inzwischen sind gleich zwei Biographien über Persius erschienen, ferner seine Tagebücher.

Unlängst hat nun die SPSG einen umfangreichen Band zu Persius vorgelegt, der dessen Bauberichte, architektonische Gutachten und Briefe enthält. Es sind 860 Dokumente, die meisten von ihm selbst verfaßt, etwa 60 sind an ihn gerichtet, darunter besonders reizvoll von seinen königlichen Auftraggebern und von hohen Beamten. Mit dieser kommentierten Quellensammlung ist erstmals das dienstliche Werk des „Architekten des Königs“, wie er respektvoll schon zu Lebzeiten genannt wurde, publiziert.

Persius hatte mit 18 Jahren seine Prüfung zum Feldmesser bestanden, wurde Baukondukteur an Schinkels Bauakademie, wo er dem großen Meister wegen seines Fleißes, seiner technischen und organisatorischen Begabung schon bald auffiel und von diesem nachhaltig gefördert wurde. Schinkel zog ihn schon bald zu seinen wichtigsten Projekten heran, wozu vor allem die Schlösser Glienicke, Charlottenhof und Babelsberg sowie die Nikolaikirche in Potsdam gehörten; die Planung der Kirche geht auf Schinkel zurück, die tatsächliche Bauausführung hat dann Persius über sieben Jahre betreut (allein dazu enthält der Band 55 Bauberichte) und nach deren Weihe 1987 auch dafür gesorgt, daß die schon von Schinkel geplante Kuppel – heute das Wahrzeichen der Stadt – doch noch aufgesetzt wurde, nachdem der König (wohl aus Kostengründen) anfangs dagegen war.



Ludwig Persius

Die Liste der von Persius allein oder nach Schinkel'schen Entwürfen errichteten Bauten ist lang: Heilandskirche Sacrow, Friedenskirche Potsdam, Belvedere auf dem Pfingstberg, Schloß Babelsberg mit Maschinen- und Gärtnerhaus, Wasserwerk und Dampfmaschinenhaus in Sanssouci, Villa Tieck in Potsdam, die Römischen Bäder und das eigene Wohnhaus. Daneben mußte er zahllose andere Bauvorhaben begutachten, Verhandlungen führen und Dienstreisen innerhalb Deutschlands und ins Ausland absolvieren.

Die hier gesammelten Dokumente lassen den ihm nachgerühmten sprichwörtlichen Fleiß ahnen; wie der rastlose Schinkel war auch er oft unterwegs; ab 1841, als ihn Friedrich Wilhelm IV. zum Hofarchitekten für den Bereich Potsdam ernannte (für Berlin wurde es Friedrich August Stüler), war er vollends für alles, was mit Schlössern, Kirchen und Gärten in der Residenz zusammenhing, verantwortlich.

Das Buch richtet sich naturgemäß an Architektur- und Sozialhistoriker. Und doch spiegelt es auch ein Stück Gesellschaftsgeschichte wider.

Mitunter bricht eine humane, eine menschenfreundliche Haltung durch, die im empfindsamen Bildungsbürgertum der damaligen Zeit keineswegs selten war. So klingt Schinkels erste Anweisung an den jungen Eleven trocken nüchtern, aber bald zeichnet er mit „der Ihre“ und „ganz der Ihre“ und nennt ihn einen „liebsten Freund“; Persius bleibt allerdings bei aller nach und nach auch zwischen den Familien geschlossenen Freundschaft „mit herzlichster Ergebenheit“ immer Schinkels „gehorsamster Diener“.

An den großen Industriellen August Borsig schreibt Persius „mein bester Borsig“ und appelliert an ihn bei einer Lieferungspause: „Bedenken Sie, daß die Anlage der Wasserwerke in Sanssouci zur Zeit das größte Bauunternehmen im Staate ist, daß der König, das Land, ja man kann sagen die Welt an der von Ihnen zugesagten Vollendung eines Werkes Anteil nimmt, das zu einem wahrhaften Nationalen Unternehmen gestempelt wird. Dem Hofmarschall schickt vorsorglich einen Bericht für den Fall, daß ich nicht die Ehre haben sollte, Sie in einiger Zeit bei ganz hergestellter Gesundheit, die Ihnen der Himmel doch gewiß recht bald schenken wird, in Berlin zu sehen.“

Ein ganz anderes Preußenbild zeichnet dieser mit immensem Fleiß erstellte Band (einziges Manko: Ein Lebenslauf fehlt, nicht einmal ein Bild von Persius wurde aufgenommen!): Unter dem Schöngeist Friedrich Wilhelm IV. wird Preußen ästhetischer, bestimmen Baukunst und Landschaftsgestaltung die Politik. Ein Zeitgenosse spöttelt über die königlichen Vorlieben: „Was soll das erst werden, wenn er hundert Jahre alt wird!“ Ein preußischer Herrscher (bei allen bekannten Schwächen) als Ästhet, nicht als Kriegsherr, – welch ungewohnte Optik auf einen angeblichen Militärstaat!

Anfang 1845 bewilligt der König endlich die langersehnte Italienreise.

Persius gehen die Augen über, er findet zunächst kaum Worte, dann dankt er überschwänglich und versichert, auch künftig seine ganze Kraft dem König zu widmen, denn: „Kunst üben heißt ja Freude bereiten.“

Im Mai 1845 erstattet Persius in Potsdam dem König Bericht. Wenige Tage später erkrankt er an Typhus, er erliegt der Krankheit am 12. Juli 1845. Der Bildhauer Christian Daniel Rauch, mit dem Persius ebenfalls freundschaftlich verkehrte, schrieb betroffen: „Ich sah ihn im höchsten Glück aus Italien zurückkehren, und nun diese Noth.“

Das Ostpreußenblatt

Nr. 24 – 16. Juni 2007

MELDUNGEN

Rückgabe erschwert

Warschau – Seitens der polnischen Regierung wird versucht, die Rückgabe enteigneten deutschen Eigentums durch ein neues Gesetz zusätzlich zu erschweren, wenn nicht unmöglich zu machen. So bereitet das Kabinett einen Gesetzentwurf vor, gemäß dem in den Grundbüchern in den ostdeutschen Gebieten alle sogenannten nicht aktuellen Eintragungen deutscher Eigentümer gestrichen werden sollen. Man müsse das tun, weil sonst der Weg für deutsche Ansprüche geöffnet bleibe, begründet der Europa-Abgeordnete Boguslaw Rogalski dieses Vorhaben. Er fügt hinzu, daß beispielsweise im Oppelner Land nur 19 Prozent der Grundbücher den gegenwärtigen Besitzstand widerspiegelten, während in den übrigen noch die Besitzer aus der Zeit vor Flucht und Vertreibung eingetragen seien. Hintergrund dieses Gesetzesvorhabens sind diverse Prozesse, in denen Ostdeutsche vor polnischen Gerichten erfolgreich die Rückgabe ihres in den Grundbüchern eingetragenen Eigentums erstritten haben. Alleine im südlichen Ostpreußen geht man von 170 anhängigen Fällen aus.

Visastelle eröffnet

Königsberg – Worauf viele Russen im Königsberger Gebiet lange gewartet haben, ist nun eingetreten. Das Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in der Pregelstadt hat endlich eine Visastelle. Damit hat das lästige Reisen zur deutschen Botschaft in Moskau ein Ende. Die Stelle ist am Rande des Altkönigsberger Villenviertels Maraunenhof in einem Bürocontainer im Vorgarten der uliza Leningradskaja (Leningrader Straße) 4 untergebracht. Seitens des Generalkonsulats geht man von 20000 Anträgen pro Jahr auf das 35 Euro teure deutsche Visum aus, das für das gesamte Schengen-Gebiet gilt.

Neue Visaregelung in Kraft

Für die Bewohner des Königsberger Gebietes ist das Verlassen der Exklave schwieriger geworden

Von Jurij Tschernyschew



Litauens Konsulat in Königsberg: Durch die neuen Visabestimmungen sind die Warteschlangen verschwunden. Foto: Tschernyschew

Die Bewohner des Königsberger Gebiets bekommen einmal wieder ihre Lage als Exklave deutlich zu spüren. Zu Beginn dieses Monats 2007 ist eine neue Vereinbarung zwischen der Russischen Föderation und der Europäischen Union in Kraft getreten, welche die Visaerlangung eigentlich erleichtern sollte.

Den Einwohnern des Königsberger Gebiets bereitet die sogenannte „Vereinfachung“ jedoch eine Reihe von Problemen, da in der Vereinbarung die Exklavenbewohner unberücksichtigt blieben. Im Gegensatz zu früher gibt es für sie keine privilegierenden Ausnahmeregelungen gegenüber den anderen Bewohnern der Russischen Föderation mehr. Die Gebühr für die Ausstellung eines Kurzzeitvisums oder eines Transitvisums beträgt hier wie dort gleichermaßen 35 Euro.

Doch das ist nicht das größte Problem. Konnten bisher alle Königsberger ein Mehrfachvisum für Polen oder Litauen ohne Einladung erhalten, so werden seit dem 1. Juni grundsätzlich nur noch einmalige Visa ausgestellt. Für sie muß eine Einladung vorgelegt werden. Die Prozedur zur Erlangung eines polnischen oder litauischen Visums sind mittlerweile komplizierter als die eines deutschen. Für die Einreise in die Republik Polen genügt beispielsweise nicht die Einladung einer polnischen Firma, Organisation oder Person; diese werden vielmehr auch noch von der Woiwodschaftsverwaltung, in welcher der Einladende seinen Sitz hat, überprüft. Dafür muß die Einladung möglichst vollständige Angaben über die einladende Seite enthalten bis hin zur Steuerregistrierung und anderen staatlicherseits gespeicherten Daten.

Mitglieder offizieller Delegationen, Unternehmer, Journalisten, und Teilnehmern an Sportveranstaltungen, Personen, die wissenschaftlich, kulturell oder im Handel tätig sind, genießen das kleine Privileg, daß ihre Einladung weniger förmlich und offiziell sein braucht. Größer ist da schon der Vorteil, daß sie in den Genuß von Mehrfachvisa kommen können und von der Konsulargebühr befreit sind.

Aber auch sie sind von der Unannehmlichkeit betroffen, daß es jetzt nicht mehr nur drei Tage, sondern einen ganzen Monat dauert, bis man ein Visum bekommt. Es gibt zwar auch die Möglichkeit, kurzfristig ein Visum zu erhalten, das kostet dann mit 70 Euro das Doppelte.

Schon Mitte Mai begann deshalb vor den Eingängen des litauischen und des polnischen Konsulats ein regelrechter Rummel, weil Tausende noch vor Inkrafttreten der neuen Regeln ein kostenloses Visum ergattern wollten. Dies war jedoch auch keine Lösung, weil die Konsulatsmitarbeiter die Daten für die Ausgabe der Dokumente auf anderthalb Monate im voraus festsetzen. So würde jemand, der sich heute registrieren ließe, erst Anfang August seine eingereichten Dokumente zurück erhalten. Angesichts dieser zusätzlichen Kosten müssen sich nun viele Exklavenbewohner, die bisher ihre Ferien in polnischen oder litauischen Kurorten verbracht haben, Alternativen suchen, um so mehr, als sie erst nach der Feriensaison ihre Visa erhielten, wenn sie sie jetzt beantragen würden.

Unangenehme Überraschungen erwarten allerdings auch diejenigen, die schon ein Visum haben. Wenn seit der Ausstellung der damals noch kostenfreien polnischen oder litauischen Visa über ein halbes Jahr vergangen ist und der Inhaber sie bislang noch nicht genutzt hat, verlieren sie ihre Gültigkeit. An der Grenze Heiligenbeil / Braunsberg wurden bereits einige Bewohner des Königsberger Gebiets mit „abgelaufenen“ Visa abgewiesen. Die polnischen Grenzer nannten ihnen nicht einmal den Grund. Insgesamt wurden über 40 Menschen an der innerostpreußischen Grenze nach Königsberg zurückgeschickt, mit neuen Formularen in den Händen. Man sagte ihnen, daß sie mit diesen Bescheinigungen im Konsulat einmalige Visa bekommen könnten. Im Konsulat gab man sich darüber jedoch erstaunt und schlug vor, neue Visa zu erteilen, diesmal jedoch gegen Bezahlung.

Viele Königsberger, die an den Wochenenden nach Polen und Litauen gefahren sind, können sich solche Reisen nun nicht mehr leisten. Viele Bewohner der Exklave haben Verwandte in der Ukraine und in Weißrußland. Gewöhnlich verbringen sie ihren Urlaub bei ihnen. Jetzt kostet sie die Reise 35 Euro zusätzlich, da der Betrag auch bei Transits fällig wird. Eine Alternative ist Fliegen, aber das ist auch nicht mehr so billig, wie es einmal war.

Besonders leiden die in den Grenzgegenden lebenden russischen „Grenzgänger“ unter den neuen Regeln. Die Arbeitslosigkeit ist hier sehr hoch und viele hatten sich die Preisunterschiede zwischen der Exklave und dem EU-Umland zu Nutze gemacht. Sie führten Waren aus dem nahen Ausland ein, verkauften sie auf den Märkten und verdienten so ihren Lebensunterhalt.

Der einzige Vorteil für die Exklavenbewohner ist, daß die langen Warteschlangen vor dem polnischen und dem litauischen Konsulat verschwunden sind. Die Menschen machen sich ihre Gedanken und gewöhnen sich an die neuen Regeln. Viele wollen nun lieber in die Bundesrepublik Deutschland reisen, vor allem, weil die vor kurzem eröffnete Visaabteilung des deutschen Konsulats genau und gut organisiert arbeitet. Hat man sich vorher angemeldet, gibt man nur seine Dokumente ab und erhält innerhalb von 24 Stunden seinen Paß mit einem fertig ausgestellten Visum zurück.

»Es gibt noch viele bedürftige Familien«

Interview mit der neuen Vorsitzenden der »Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit«, Krystyna Plocharska

Das im Jahr 2000 unter maßgeblicher Beteiligung Bayerns eröffnete deutsch-polnische Begegnungszentrum „Haus Kopernikus“ in Allenstein ist die Heimat der „Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit“ (AGDM) und als Mittelpunkt der deutschen Volksgruppe im südlichen Ostpreußen eine Brücke zwischen Deutschen und Polen. Nun trat der langjährige Vorsitzende der AGDM, Hans Jürgen Biernatowski, der sich große Verdienste um die Gründung und den Erhalt der Gesellschaft erworben hat, aus Altersgründen nicht mehr zur Wiederwahl an. Ihm ist es mit zu verdanken, daß heute die Gesellschaft im „Haus Kopernikus“, dem ehemaligen Finanzamt von Allenstein, einen würdigen Sitz hat, eine innere Einheit erreicht hat sowie eine vorbildliche Zusammenarbeit mit der Stadt- und Selbstverwaltung pflegt. Bei der Delegiertenversammlung des AGDM am 31. März wurde Krystyna Plocharska als neue Vorsitzende gewählt. Im Rahmen einer Fahrt einer Abordnung des „Kulturzentrums Ostpreußen“ nach Ermland-Masuren wurde das „Haus Kopernikus“ besichtigt sowie ein Gespräch mit Krystyna Plocharska geführt. Plocharska ist beruflich als Buchhalterin beschäftigt, Gründungsmitglied der Gesellschaft sowie Mitglied in der Regierungsminderheitenkommission in Warschau.

PAZ: Frau Plocharska, welche Ziele haben Sie sich für Ihre nun gerade begonnene Amtsperiode als Vorsitzende der AGDM gesetzt?

Krystyna Plocharska: Als Vorsitzende der AGDM vertrete ich mit derzeit 3280 Mitgliedern die größte Minderheitengesellschaft Nordpolens. Sie umfaßt praktisch die Stadt und den Landkreis Allenstein. Mein wichtigstes Ziel ist es, das bisher auf allen Gebieten Erreichte zu bewahren und vorsichtig weiter auszubauen.

PAZ: Welchen Aufgaben stellt sich die AGDM derzeit?

Plocharska: Wir haben einen eigenen Kindergarten, eine Jugendgruppe mit rund 100 Mitgliedern, verfolgen kulturelle Projekte, pflegen die deutsche Geschichte und arbeiten mit anderen in Polen vertretenen Minderheiten zusammen.

PAZ: Wie sieht die Arbeit im Kindergarten aus?

Plocharska: Der Kindergarten ist im „Haus Kopernikus“ untergebracht. Derzeit beschäftigen wir eine Kindergärtnerin, die Germanistik studiert hat. Diese gibt vormittags Unterricht in Schulen und steht uns nachmittags zur Verfügung. Der in deutscher Sprache geführte Kindergarten ist gut besucht und steht natürlich nicht nur den Kindern der deutschen Minderheit zur Verfügung.

PAZ: Wie sieht die Arbeit der Gesellschaft im Bereich der Erwachsenenbildung aus?

Plocharska: Wir bieten laufend Deutsch-Kurse an, dafür haben wir im Hause mehrere Seminarräume. Diese Kurse werden auf hohem Niveau geführt, so daß sie auch für Schüler und Studenten hilfreich sind.

PAZ: Sie kümmern sich auch um deutsches Brauchtum?

Plocharska: Ja, wir haben ein Programm mit zahlreichen kulturellen Projekten. Diese reichen von der Veröffentlichung von aus dem Polnischen übersetzten Büchern wie aktuell das Werk „Allenstein, wie man es nicht kennt“ von Rafa Batkowski, in dem alte Ansichtskarten von Allenstein zu sehen sind. Dann gibt es Schriftstellerlesungen, Autorentreffen und Geschichtsvorträge. Derzeit sammeln wir alte ostpreußische Rezepte und planen, diese in einem in deutscher Sprache erscheinenden Buch „Ostpreußische Küche“ dem Vergessen zu entreißen.

PAZ: Wie zeigt sich die AGDM in der polnischen Öffentlichkeit?

Plocharska: Das Bekenntnis, Deutscher zu sein, ist in der Öf-

Fortsetzung auf Seite 16

»Es gibt noch viele bedürftige Familien«

Fortsetzung von Seite 15

fentlichkeit anerkannt. Wir kümmern uns um die lokale Geschichte in der Stadt und im Landkreis, haben Zugang zu kirchlichen und staatlichen Archiven und müssen auch die Kriegszeiten nicht ausklammern. Dies reicht so weit, daß auf dem 1915 errichteten und 1992 wieder eingeweihten Ehrenfriedhof am Volkstrauertag das Lied „Ich hatt' einen Kameraden" gespielt werden kann.

PAZ: Treten die einzelnen Gruppen der AGDM auch in der Öffentlichkeit auf?

Plocharska: Die über 100 Mitglieder starke Jugendgruppe, von denen etwa 30 sehr aktiv sind, kümmern sich unter anderem auch um Kinderfreizeiten. Der seit 15 Jahren bestehende gemischte Chor tritt selbstverständlich bei kirchlichen und weltlichen Veranstaltungen auf und beteiligt sich sogar an Gesangswettbewerben.

PAZ: Werden sonstige Brauchtümer gepflegt?

Plocharska: Wir haben auch noch eine Handarbeitsgruppe, die die alten Techniken der Nachwelt erhält. Allerdings sind dies meist ältere Personen, hier fehlt uns eine Mittelschicht. Zudem kümmern wir uns in der so genannten „Sibiriengruppe" um Frauen, die viele Jahre in Sibirien verschleppt waren. Diese Gruppe wird allerdings aus verständlichen Gründen immer kleiner.

PAZ: Wie steht die AGDM zu anderen Minderheiten in Polen?

Plocharska: Gemeinsam mit anderen Minderheiten in Polen begehen wir zusammen den „Tag der nationalen Minderheiten" am 9. Juni. Hier treffen wir uns mit Vertretern anderer Volksgruppen wie Litauern oder Roma. Heuer wird an diesem Tag der Auftritt einer Tanzgruppe der Roma in Allenstein ein Hauptpunkt der Veranstaltung sein.

PAZ: Wie finanzieren Sie Ihre Arbeit?

Plocharska: Wir suchen natürlich laufend nach finanziellen Mitteln für unsere Aufgaben, die wir uns gestellt haben. Dabei hilft mir vor allem meine Mitarbeiterin Joanna Felis. Vor allem Bayern unterstützte uns beim Ausbau des Dachgeschosses im „Haus Kopernikus" sowie bei laufenden Vorhaben. Geld bekommen wir auch von der Stadt Allenstein und vom Marschallsamt. Seit zwei Jahren gibt es in Polen ein neues Minderheitengesetz, nach dem alle Minderheiten Zuschußanträge stellen können. Derzeit tun dies allerdings nur drei deutsche Gesellschaften, da es bürokratisch umfangreich und mit genauer Kontrolle der Verwendung verbunden ist.

PAZ: Welche Projekte wollen Sie in der nächsten Zeit noch angreifen?

Plocharska: Es sind zwei Dinge: Es gibt noch viele bedürftige Familien in unserer Gegend, die wir mit gebrauchter Kleidung unterstützen wollen. Und dann wollen wir unsere vorhandenen Bestände in der Bibliothek katalogisieren. Fernziel wäre natürlich die Ergänzung unserer Bestände durch hochwertige deutsche Sachbücher, die wir Schülern und Studenten zur Verfügung stellen könnten sowie die Möglichkeit, diese Bibliothek dann auch noch durch eine Fachkraft zu bestimmten Zeiten der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,

heute gibt es eine „Familie", die wieder einmal beweist, wie bunt die Wunschliste ist, die sich von Woche zu Woche immer breiter auffächert. Großes Suchen, schwere Fragen, bunte Nutschkes – das ist alles bei uns drin, und ernst genommen wird jeder Wunsch, mag er auch manchem Außenstehenden unwichtig erscheinen, für die Fragenden hat er schon Bedeutung. Und nur das zählt. Manchmal sind Fragen aber auch zugleich Auskünfte, wie aus unserm ersten Beitrag ersichtlich. Er kommt von Frau **Alva Sidaraviciene** aus Marijampole, übermittelt hat ihn Herr **Hubert Schwark** aus Groß Bengerstorf, der sich mit dem Anliegen der Litauerin an Frau **Anita Motzkus** wandte, die mir das zum Glück ins Deutsche übersetzte Schreiben übergab. So verschlungen sind manchmal die Wege, aber sie führen doch zum Ziel. Und das ist unsere Ostpreußische Familie.

Wir drehen die Zeit zurück bis zu dem letzten Kriegswinter 1944/45, als das Inferno begann. Da wurden irgendwo im nördlichen Ostpreußen oder in Litauen zwei kleine Mädchen in einem verschneiten Graben gefunden. Sie waren von russischen Soldaten mitgenommen und dort ausgesetzt worden, mit der Mahnung still zu sein. Die Kinder waren von ihren Müttern getrennt worden, die „in ein Haus mit roten Ziegeln getrieben" und wahrscheinlich dort von ihren Peinigern erschossen wurden, denn die Mädchen hatten Schüsse gehört. Nach einiger Zeit kam ein weiteres Auto mit russischen Soldaten, die das Weinen der Kinder hörten. Ein alter Russe – mit großen Schulterstükken an der Uniform – hob sie auf und brachte sie in das Kinderheim in Kopzukas, das heute Marijampole heißt. Dort hat die Mutter von Alvas Sidaraviciene eines der Mädchen zu sich genommen und „eingetöchtert" – ich finde, diese Formulierung klingt sehr liebevoll. Daß es dem Kind dort gut ging, beweisen Fotos aus dem Jahr 1948, die ein fröhliches Mädchen zeigen. Lange dauerte dieses herzliche Verhältnis leider nicht, denn ein Jahr später wurde die litauische Familie nach Sibirien deportiert. Da die Mutter das schon geahnt hatte, ließ sie vor der Verschleppung das Mädchen bei einer Nachbarin schlafen. Dort ist das Kind geblieben, aber im folgenden Jahr an Lungenentzündung verstorben. Nun fragt Frau Sidaraviciene, ob Angehörige der Familien leben, aus denen die Mädchen stammten und die vielleicht nie etwas über das Schicksal der Kinder und ihrer Mütter erfahren haben. Das von Frau Alvas Familie aufgenommene Mädchen nannte sich **Anna-Liora**, aber der Name dürfte anders gelautet haben, vielleicht **Anna-Liesa**, **Anneliese** oder **Hannelore**, was für mich sehr wahrscheinlich klingt. Auf jeden Fall war es ein deutsches Kind, denn das zweite Mädchen soll seine Kusine gewesen sein mit Namen **Rottraut**. Die von den Russen mitgenommenen Mütter waren Schwestern. Das sind doch schon einige gute Anhaltspunkte. Frau Sidaraviciene hat die kleine „Schwester" nie vergessen, sie bringt noch heute Blumen auf das Grab. „Sie war so lieb", schreibt die Litauerin. Rottraut wurde von einer anderen Frau aus dem Kinderheim mitgenommen. Von ihrem Schicksal weiß Frau Alva nichts, sie hofft, daß sie vielleicht jetzt etwas erfährt. Sie schließt ihr Schreiben mit dem Satz: „Ich bitte um Hilfe, Angehörige zu finden." Eine Hilfestellung haben wir hiermit gegeben. Vielleicht klärt sich jetzt nach Jahr und Tag die Herkunft der Kinder, deren vermutetes Alter leider nicht angegeben wird, sie dürften damals zwischen drei und fünf Jahre alt gewesen sein. Herr Schwark könnte wegen möglicher Verständigungsschwierigkeiten auch hier vermitteln. Ich gebe beide Anschriften an: Hubert Schwark, Zölkower Weg 7 in 19258 Groß Bengerstorf, Telefon (03 88 43) 2 11 04, und Alva Sidaraviciene, R. Jukneviciaus 88-46, Marijampole, Republik Litauen.



Anna-Liora, Anna-Liesa, Anneliese oder Hannelore im Jahre 1948: Bereits wenige Jahre später verstarb die deutsche „Schwester" der Litauerin Alva Sidaraviciene an Lungenentzündung. Foto: privat

Herr Schwark hat noch eine weitere Suchfrage, da diese aber ebenfalls viel Platz benötigt und außerdem noch nachrecherchiert werden muß, will ich sie in einer der nächsten Ausgaben bringen. Darum jetzt zu einer – nein, zwei anderen Fragen, die uns Frau **Ilse A. Bannick** stellt, für die wir wieder einmal der „Rettungsanker" sind. Da unsere tatkräftige Ostpreußin, die unentwegt für ihre große Heimatfamilie tätig ist, bei uns schon erstaunlich viele Erfolge verzeichnen konnte, hofft sie auch diesmal wieder auf eine positive Resonanz, und diese Hoffnung scheint durchaus berechtigt. Frage 1: Wo liegt in Ostpreußen der See und gleichnamige Ort Küchensee? Er ist in keiner meiner sehr präzisen Ortsregister zu finden. Frau Bannick fragt für einen Heimatfreund aus Groß Gnie – Neusorge, der hier als Kind auf der Flucht von den Russen überrollt und mit anderen Flüchtlingen in Baracken eingesperrt wurde. Er könnte im Kreis Heiligenbeil liegen. Vielleicht heißt auch nur der See so, und der gesuchte Ort hat einen anderen Namen. Hier können bestimmt Landsleute helfen. Frage 2 spricht vor allem die Heraldiker unter unseren Lesern an, denn sie betrifft das Wappen der Farenheid – Groß Gnie. Der preußische Kriegs- und Domänenrat Friedrich Farenheid – aus dem Königsberger Ratsgeschlecht stammend, das mit dem 1512 aus Rostock eingewanderten Hans Farenheid beginnt – , wurde 1786 in den preußischen Adelsstand erhoben. Er erhielt ein Wappen, das einen aus dem Wasser wachsenden Hirsch und einen Merkurstab mit Schlange zeigt, das später von der Linie Farenheid-Beynuhnen weitergeführt wurde. Als Besitzer der Adl. Gnieschen Güter, die er 1773 von seinem Onkel geerbt hatte, erhielt er ein Wappen, das die im Kreis Gerdauen befindlichen Liegenschaften auszeichnete, und um dieses geht es bei der Frage von Frau Bannick. Friedrich von Farenheid soll diese Auszeichnung bei seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst im Jahre 1779 von Obermarschall von Schlieben erhalten haben. Das Wappen ist aber nicht mehr auffindbar, auch Bibliotheken konnten nicht helfen. Zwar hat Herr Peter Gutzeit-Poleiken – Farenheid verkaufte Klein Gnie 1830 an seinen bisherigen Inspektor Karl Gutzeit – eine Wappenzeichnung angefertigt, aber niemand kann sie bestätigen. Sie zeigt ein springendes Pferd unter drei Kornblumen. Es ist anscheinend in keinem Wappenbuch zu finden, vielleicht, weil diese Ehrung ja nicht mit der Erhebung in den Adelsstand verbunden war. Wer kann helfen? (Ilse A. Bannick, Marienhofweg 29 in 25813 Husum, Telefon 0 48 41 / 9 30 63.)

Die ostpreußische Familie

Ruth Geede Foto: privat

Bilder ostpreußischer Maler hängen im Frühstücksraum des Hotels Marienhöhe in Bad Bertrich, und viele Ostpreußen haben schon die Werke von Kallmeyer und Eisenblätter bewundert, denn das Kurhotel wird gerne von unsern Landsleuten besucht, nicht zuletzt aufgrund der in unserer Zeitung erschienenen Anzeigen. Die Besitzerin, Frau **Ulla Rebentisch**, liebt unsere Heimat, seit 17 Jahren fährt sie regelmäßig im August auf die Kurische Nehrung, und so kommt es auch zu Verbindungen zwischen ihr und alten Nehrungern. Als sie kürzlich in unserer „Ostpreußischen Familie" las, daß eine Großnichte des Niddeners **Hermann Gulbis** das von **Hans Kramer** geschaffene Porträt des Fischers von der Nichte des Malers erwerben konnte, dachte sie sofort an ein Bild und die Zeitungsausschnitte, die sie einmal von der Enkelin des Hermann Gulbis bekommen hatte. Diese möchte sie nun als Kopie an die Großnichte weitergeben. Leider besitze ich deren Adresse nicht, weiß auch nicht den vollen Namen – auf Wunsch bleiben diese bei uns ungenannt –, aber über Frau **Alexandra Maria Schuberth**, die Enkelin des Malers Hans Kramer, werde ich ihr Angebot weiterleiten können. Für heute viele Grüße nach Bad Bertrich.

Anfang März berichtete ich über das Wiederfinden von zwei alten Freundinnen aus Metgethen, das unverhofft durch eine Veröffentlichung in unserer Ostpreußischen Familie erfolgte. Ich mußte das sehr behutsam tun, denn beide Frauen litten noch immer an den Nachfolgen der Grausamkeiten, die sie als blutjunge Mädchen beim Russeneinfall erlitten hatten. Da die Angelegenheit noch in der Entwicklung war, konnte ich sie nur andeuten. Nun übermittelte mir **Gisela K.** die Zeilen, die Edith über dieses Ereignis geschrieben und an sie gesandt hatte, damit sie hier in unserer Kolumne veröffentlicht werden können. Und das werde ich nun im Wortlaut tun:

„Hier sind ein paar Gedanken zu unserem Thema, die Du Frau Geede mitteilen willst. Es ist schon eigenartig, daß Gisela K. in Frau Geedes Artikel vom 31. März ihre Schulkameradin **Edith Arndt** vermutete, waren doch nur Vorname und Wohnort Metgethen erwähnt. So fanden sich zwei Metgetherinnen nach über 60 Jahren wieder, erinnerten sich aneinander, fanden Gemeinsamkeiten und tauschten in Briefen und Telefonaten ihre Eindrücke aus. Zuletzt hatten sie sich in jenen Januartagen in Metgethen gesehen, verstört und voller Angst. Wie so viele fanden auch ihre Familien nicht den vielleicht rettenden Weg in Richtung Pillau, irrten im Umfeld von Königsberg umher, gerieten zwischen die Fronten und wurden schließlich in wochenlangen Fußmärschen gen Osten getrieben. In dieser Zeit sahen sie sich nicht wieder, erreichten aber auf unterschiedliche Weise Schloßberg, erlitten die gleichen Verluste und mußten sich allein durchschlagen. Gisela überlebte als Wolfskind in Litauen und konnte 1948 ausreisen. Edith fand Bleibe in russischen Kinderhäusern und kam im Oktober 1947 aus Ostpreußen heraus. – Lebensabschnitte wie viele andere in jener Zeit – verlorene Kindheit und Erfahrungen, die ein ganzes Leben überschatten – und schließlich Erleichterung durch die Möglichkeit, sich mitteilen zu können und selbst durch vage Andeutungen verstanden zu werden. Möge die ‚Ostpreußische Familie' in diesem Sinne immer wieder wirksam werden!"

Danke, liebe Edith, für diese beeindruckenden Worte. Sie sollen uns Ansporn sein, auf diesem Wege unermüdlich weiter zu gehen, und werden jene Leserinnen und Leser, die sich noch immer nicht mitteilen wollen oder können, ermuntern, ihre Probleme und Fragen in unserer Ostpreußischen Familie zu erörtern. Es ist nie zu spät. Und das gilt auch für Sie, liebe Frau **Schneider**, die Sie mir einen langen Brief schrieben, in dem Sie nicht nur die gravierenden Erlebnisse Ihrer Jugend aufzeichneten, sondern auch auf die heutigen Probleme eingehen, wie Ihr Monitum an die ARD über die „Scheibenwischer"-Sendung vom 15. März beweist. Ich kann in diesem Rahmen leider nicht näher darauf eingehen – das werden wir an anderer Stelle tun –, aber ich will Ihre bisher vergebliche Suche nach Ihren ehemaligen Reichsarbeitsdienst-Kameradinnen an dieser Stelle fortführen. „Ich bin jetzt 82 Jahre alt und meine manchmal, ich sollte es aufgeben", schreiben Sie. Ich nicht, und deshalb bringe ich hier voller Hoffnung die Suchfrage nach Ihren ehemaligen Gefährtinnen aus dem Reichsarbeitsdienst-Lager Siewken, Kreis Angerburg im letzten Kriegsjahr. Es handelt sich um **Elisabeth Thomalla** aus Kattowitz, **Christel Steppat** aus Tilsit-Ragnit und **Andrea Kieselbach**. Mit letzterer hatte Frau Schneider – damals **Christel Herling** – noch nach der Vertreibung Kontakt gehabt. Andrea machte in Pommern eine Ausbildung zur Lehrerin und wollte, sobald sie eine Anstellung gefunden hätte, an Frau Schneider schreiben. Leider hat diese nie eine Nachricht erhalten, die an die alte Adresse gerichteten Briefe kamen zurück, auch eine Anfrage beim Einwohnermeldeamt blieb erfolglos. Damit verliert sich die Spur von Andrea Kieselbach. Vielleicht findet sie sich jetzt? Es würde mich freuen für Christel Schneider, Heinestraße 7 in 69469 Weinheim.

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede


Wir gratulieren ...


ZUM 105. GEBURTSTAG

Schröter, Martha, geb. **Komorowski**, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt An der Quelle 15, 41334 Nettetal, am 22. Juni

ZUM 102. GEBURTSTAG

Jelling, Maria, geb. **Palenio**, aus Regeln, Kreis Lyck, jetzt Deller Straße 31, 42781 Haan, am 22. Juni

ZUM 101. GEBURTSTAG

Wollowski, Edeltraut, geb. **Geddert**, aus Balden Dom., Kreis Neidenburg, jetzt Am Tinnenbusch 24, 48163 Münster, am 23. Juni

ZUM 100. GEBURTSTAG

Tiedemann, Gertrud, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Stadorf 1 a, 29593 Schwienau, am 11. Juni

ZUM 98. GEBURTSTAG

Duschka, Berta, aus Margen, Kreis Elchniederung, jetzt Am Haselbusch 5, 98617 Meiningen, am 19. Juni

ZUM 95. GEBURTSTAG

Gerhardt, Paul, aus Deschen, Kreis Elchniederung, jetzt Lerchenweg 19, 57614 Wahlrod, am 18. Juni

Hendricks, Maria, aus Walden, Kreis Lyck, jetzt Brombeerkamp 6, 30938 Burgwedel, am 22. Juni

Rettkowski, Marta, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Breite Straße 67, 32130 Enger, am 24. Juni

ZUM 94. GEBURTSTAG

Broschei, Gertrud, geb. **Bartel**, aus Sanditten, Oppen Vorwerk, Kreis Wehlau, jetzt Siegertsbrunner Straße 9, 85667 Oberpframmern, am 22. Juni

Cöllner, Erwin, aus Allenburg, Gerdauer Straße, Kreis Wehlau, jetzt Haidlandsring 22, 22175 Hamburg, am 24. Juni

Doll, Martha, aus Falkenhöhe, Kreis Elchniederung, jetzt Heinersdorfer Weg 38 C, 14513 Teltow, am 20. Juni

Mirbach, Gerhard, aus Lyck, jetzt Roonstraße 5, 50996 Köln, am 23. Juni

Reimer, Ursula, geb. **Zerrath**, aus Schwanensee, Kreis Elchniederung, jetzt Waschenbacher Straße 33, 64367 Mühltal, am 21. Juni

Romanski, Martha, geb. **Schlablewski**, aus Rummau, Kreis Ortelsburg, jetzt Werwordenstraße 7, 52351 Düren, am 19. Juni

Steffen, Dr. Wilhelm, aus Lyck, jetzt Vlothoer Straße 17, 32049 Herford, am 19. Juni

Thielert, Gertrud, geb. **Meledszus**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Weichselweg 9, 49356 Diepholz, am 23. Juni

Wiechmann, Margarete, geb. **Jordan**, aus Balga / Kahlholz, Kreis Heiligenbeil, jetzt Schmilauer Straße 69, 23909 Ratzeburg, am 23. Juni

ZUM 93. GEBURTSTAG

Bordzio, Charlotte, geb. **Klein**, aus Gordeiken, Kreis Treuburg, jetzt Buhrow-Straße 2 C, 12167 Berlin, am 19. Juni

Schulz, Martha, geb. **Rafalzik**, aus Ebenfelde, Kreis Lyck, jetzt An der Ringmauer 26, bei Wagner, 60439 Frankfurt, am 21. Juni

ZUM 92. GEBURTSTAG

Engelke, Hildegard, geb. **Sulies**, aus Brandenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Schützenstraße 48, 24568 Kaltenkirchen, am 20. Juni

Kugies, Johannes, aus Reimannswalde, Kreis Treuburg, jetzt Ürdinger Straße 57, 40474 Düsseldorf, am 24. Juni

Lundt, Ursula, geb. **Scharffetter**, aus Schneidemühl, jetzt Augustinum, Sterleyer Straße 89, 23879 Mölln, am 23. Juni

Morscheck, Anna, geb. **Bartsch**, aus Allenburg, Wehlauer-Tor-Straße, Kreis Wehlau, jetzt Meyerhofstraße 8, 40589 Düsseldorf, am 20. Juni

Rohde, Karl, aus Wehlau, Große Vorstadt, jetzt Blumenthalstraße 15, 39756 Stendal, am 23. Juni

ZUM 91. GEBURTSTAG

Blumstein, Gertrud, aus Neidenburg, jetzt Farnweg 1, 26160 Bad Zwischenahn, am 22. Juni

Bromberg, Ruth, aus Neidenburg, Hohenstraße 2, jetzt Ahornstraße 1 (Altenheim AWW), 39291 Friedensau, am 19. Juni

Dominik, Auguste, geb. **Dannapfel**, aus Groß Borken, Kreis Ortelsburg, jetzt Langenharmerweg 98 B, 22644 Norderstedt, am 20. Juni

Eckert-Möbius, Irene, geb. **Orerkamp**, aus Trömpau, Kreis Samland, jetzt Wilhelmshöhe H. 27 / W. 149, 23701 Eutin, am 10. Juni

Krohn, Ulrich, aus Pregelswalde, Kreis Wehlau, jetzt Hettenholter Weg 37, 32602 Vlotho, am 23. Juni

Kuckel, Elly, geb. **Westphal**, aus Kreis Elchniederung, jetzt Steinfelder Straße 84, DSK-Residenz, 76887 Bad Bergzabern, am 22. Juni

Luther, Gertrud, geb. **Dietwald**, aus Neidenburg, jetzt Stegemühlenweg 65, 37083 Göttingen, am 19. Juni

Nowotsch, Anna, aus Deutscheck, Kreis Treuburg, jetzt Birkbuschstraße 34 D, 12167 Berlin, am 18. Juni

Winkler, Anna, geb. **Sadowski**, aus Scharnau, Kreis Neidenburg, jetzt Schulstraße 2, 42579 Heiligenhaus, am 20. Juni

ZUM 90. GEBURTSTAG

Bilitza, Erna, aus Eichen, Kreis Preußisch Eylau, jetzt Polziner Straße 22, 23714 Bad Malente-Gremsmühlen, am 19. Juni

Fidorra, Fritz, aus Treudorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Vinzenzstraße 28, 68642 Bürstadt, am 18. Juni

Grabowski, Kurt, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt An der Steinfurt 4, 34497 Korbach, am 22. Juni

Kischkat, Johannes, aus Königsberg, jetzt Plumpstraße 5, 23701 Eutin, am 23. Juni

Konrad, Willy, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Putlitzer Straße 35, 19370 Parchim, am 24. Juni

Lange, Hildegard, geb. **Nowotzin**, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Schinderköpfchen 11, 37431 Bad Lauterberg, am 20. Juni

Lüdtke, Ida, geb. **Stralla**, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Albert-Schweitzer-Straße 3, 29549 Bad Bevensen, am 19. Juni

Rondholz, Liesbeth, geb. **Wietreck**, aus Rübezahl, Kreis Lötzen, jetzt Hundspohlweg 41, 47877 Willich, am 24. Juni

Schmidtmann, Heinz, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Bödekerstraße 48 (Nicolai-Stift), 30161 Hannover, am 18. Juni

Stellmacher, Gerhard, aus Schakendorf, Kreis Elchniederung, jetzt Mühlendamm 8, 25721 Eggstedt, am 22. Juni

Tubies, Erna, geb. **Bogdahn**, aus Allenburg, Alleestraße, Kreis Wehlau, jetzt Viehtriftenweg 25 A, 32052 Herford, am 21. Juni

Wenning, Betty, geb. **Mitzkat**, aus Georgenheide, Kreis Elchniederung, jetzt Himbeersteig 2, 14129 Berlin, am 24. Juni

Wichert, Henriette, geb. **Papajewski**, aus Deutschheide, Kreis Ortelsburg, jetzt Karoliner Ring 34, 41812 Erkelenz, am 18. Juni

Willutzki, Hildegard, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Ledererzeile 31 A, 83512 Wasserburg am Inn, am 18. Juni

Wysk, Heinrich, aus Neufließ, Kreis Ortelsburg, jetzt Leddinweg 23, 30627 Hannover, am 18. Juni

ZUM 85. GEBURTSTAG

Albrink, Betti, geb. **Türling**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Sendener Straße 25, 48249 Dülmen, am 20. Juni

Beitmann, Gerhard, aus Maschen, Kreis Lyck, jetzt Nikolausstraße 7, 70190 Stuttgart, am 22. Juni

Bergenroth, Heinz, aus Krebsfließ, Kreis Ebenrode, jetzt Rosenweg 14, 38446 Wolfsburg, am 24. Juni

Durnio, Willi, aus Bartzdorf, Lötzen, Kreis Neidenburg, jetzt Kernbachstraße 6, 53424 Remagen, am 18. Juni

Falke, Siegfried, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Hoppenbank 2-3, Haus St. Rembert, 28203 Bremen, am 18. Juni

Galka, Wally, aus Eibenau, Kreis Treuburg, jetzt Im Grunde 4, 51371 Leverkusen, am 19. Juni

Gemaballa, Elfriede, geb. **Mischkikowski**, aus Treudorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Im Fröschenpfuhl 4, 56841- Traben-Trabach, am 21. Juni

Hayn, Waltraud, geb. **Gurreck-Lettau**, aus Gr. Hoppenbruch, Kreis Heiligenbeil, jetzt Siedlung Ost, 24986 Satrup, am 8. Juni

Kluth, Herbert, aus Monken, Kreis Lyck, jetzt Krimm 5, 17209 Leizen, am 19. Juni

Kollakowski, Albert, aus Ruttkowitz, Kreis Neidenburg, jetzt Eckernförder-Straße 31, 24116 Kiel, am 22. Juni

Krause, Kurt, aus Gr. Sakrau, Kreis Neidenburg, jetzt Beckstraße 9, 59557 Lippstadt, am 23. Juni

March, Annemarie, geb. **Bessel**, aus Zohpen, Kreis Wehlau, jetzt Am Burgwall 11, 23972 Dorf Mecklenburg, am 18. Juni

Mathiak, Heinz, aus Schwarzenofen, Kreis Neidenburg, jetzt Bahnser Weg 6 b, 29556 Suderburg, am 22. Juni

Motzkeit, Erika, geb. **Schütz**, aus Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt Grüner Weg 55, 23909 Ratzeburg, am 24. Juni

Paul, Lieselotte, aus Königsberg, jetzt Wolfram-von-Eschenbach-Straße 1 a, 65187 Wiesbaden, am 23. Juni

Peters, Elsbeth, geb. **Pietrzenuk**, aus Rogonnen, Kreis Treuburg, jetzt Fürstenauer Straße 34, 38159 Velchede, am 18. Juni

Prehn, Margarete, geb. **Kowalewski**, aus Treuburg, Treuburger Genzstraße, jetzt Grauhorststraße 46, 38440 Wolfsburg, am 19. Juni

Putzka, Margarete, geb. **Schmodat**, aus Taplacken, Kreis Wehlau, jetzt Stornefranzstraße 38, 45259 Essen, am 23. Juni

Rothe, Käthe, geb. **Iwannek**, aus Hornheim, Kreis Neidenburg, jetzt Rhönstraße 80, 63743 Aschaffenburg, am 24. Juni

Sand, Evamarie, geb. **Kirstein**, aus Ortelsburg, jetzt Oppenrade 35, 24148 Kiel, am 21. Juni

Schulz, Gerda, geb. **Rutha**, aus Elbings Kolonie, Kreis Elchniederung, jetzt An der Bleiche 1, 31195 Neuhof bei Lampringe, am 24. Juni

Schröder, Erna, geb. **Groneberg**, aus Falkenhöhe, Kreis Elchniederung, jetzt Trapenstraße 8, 23558 Lübeck, am 24. Juni

Stähle, Fritz, aus Reichau, Kreis Mohrungen, jetzt Hotel Stähle, 48465 Suddendorf b. Bad Bentheim, am 22. Juni

Stender-Elsen, Herta, geb. **Cziesslick**, aus Lyck, Danziger Straße 44, jetzt Frankfurter Straße 21 b, 65189 Wiesbaden, am 21. Juni

Theyssen, Erna, geb. Meyer, aus Jesken, Kreis Treuburg, jetzt Bahnhofstraße 52, 46499 Hamminkeln, am 20. Juni

Wittrowsky, Paul, aus Pr. Eylau, jetzt Thomas-Mann-Straße 21, 28213 Bremen, am 19. Juni

Ziermann, Margarete, geb. **Herder**, aus Bottau, Kreis Ortelsburg, jetzt Konrad-Adenauer-Straße 22, 63150 Heusenstamm, am 24. Juni

Zbykowski, Walter, aus Kurkau, Kreis Neidenburg, jetzt Zum Heidberg 11, 27308 Kirchlinteln, am 21. Juni

Zwolinska, Irena, aus Rydzewo, jetzt Kleszewo PL 11-51—Rydzewo, am 21. Juni

ZUM 80. GEBURTSTAG

Bauer, Margaretha, geb. **Sabrowski**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Boehringer Weg 71, 72250 Freudenstadt, am 21. Juni

Freyer, Erich, aus Wallenrode, Kreis Treuburg, jetzt Fr.-v.-Feilitzsch-Straße 12, 97215 Uffenheim, am 19. Juni

General, Erhard, aus Holländerei, Kreis Wehlau, jetzt Mittelstraße 19, 06749 Bitterfeld, am 18. Juni

Görke, Elfriede, geb. **Loenser**, aus Wilpen, Kreis Ebenrode, jetzt Heiligenbergstraße 9, 28307 Bremen, am 28. Juni

Gortat, Erich, aus Neidenburg, jetzt Haubenschloßstraße 38, 87435 Kempten, am 18. Juni

Habedank, Walter, aus Laken, Kreis Ebenrode, jetzt Hammerschmidtstraße 26, 26441 Jever, am 24. Juni

Herrmann, Hans Horst, aus Rogallen, Kreis Lyck, jetzt Fritz-von-Wille-Straße 14, 40472 Düsseldorf, am 23. Juni

Horn, Else, geb. **Blask**, aus Keipern, Kreis Lyck, jetzt Fährweg 2, 30926 Seelze, am 21. Juni

Kastrau, Emmi, geb. **Milus**, aus Ramecksfelde, Kreis Lyck, jetzt Peddenkamp 27, 44866 Bochum, am 20. Juni

Kath, Hildegard, geb. **Sadkowski**, aus Allendorf, Kreis Neidenburg, jetzt Binnenfeld 57, 21077 Hamburg, am 20. Juni

Köhler, Karin, geb. Hoene, aus Kommusin, Forst, Kreis Neidenburg, jetzt Erbacher Straße 44, 64720 Michelstadt, am 20. Juni

Kuczweski, Edith, geb. **Bork**, aus Rohmanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Schwarzer Weg 8, 16230 Trampe, am 20. Juni

Kunz, Kätz, geb. **Sankewitz**, aus Millau, Kreis Lyck, jetzt Schulstraße 59, 47179 Duisburg, am 20. Juni

Nerzak, Hans, aus Kukukswalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Buchenweg 2, 69190 Walldorf, am 22. Juni

Neumann, Gerhard, aus Wehlau, Pogegener Straße, jetzt Kastanienstraße 18, 15827 Blankenfelde, am 19. Juni

Padubrien, Herbert, aus Inse, Kreis Elchniederung, jetzt Gutshofstraße 270, 26871 Papenburg, am 24. Juni

Preß, Werner, aus Waldfließ, Kreis Lötzen, jetzt Am Park 24, 19399 Grambow, am 24. Juni

Prill, Margrit, geb. **Ruchatz**, aus Rogonnen, Kreis Treuburg, jetzt Eschenweg 4, 37520 Osterode, am 22. Juni

Rozumek, Roza, aus Lötzen, jetzt Konarskiego 9 / 11, PL 11-500 Gizycko, am 20. Juni

Salewski, Kurt, aus Ortelsburg-Korpellen, jetzt Im Klosterkamp 14, 59609 Berge-Anröchte, am 21. Juni

Schemeit, Günther, aus Elbings Kolonie, Kreis Elchniederung, jetzt 14 The Cedars, L2M 6M8 St. Catherines, Ont., Kanada, am 21. Juni

Schneider, Edith, geb. **Bogdan**, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Konstanzer Straße 41, 69126 Heidelberg, am 24. Juni

Schneider, Ingeburg, geb. **Bendrick**, aus Lötzen, jetzt Bruch 16, 42279 Wuppertal, am 19. Juni

Sontopski, Charlotte, geb. **Wysk**, aus Flammberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Villenstraße 18, 41061 Mönchengladbach, am 19. Juni

Thews, Gerhard, aus Treuburg, jetzt Bozener Straße 15, 45701 Herten, am 18. Juni

Trott, Alfred, aus Ebenfelde, Kreis Lyck, jetzt Engelsberg 5, 42697 Solingen, am 23. Juni

Trutschewitz Hildegard, geb. **Hermann**, aus Treuburg, jetzt Werrestraße 99, 32049 Herford, am 20. Juni

Uhlenwinkel, Liesbeth, geb. **Huff**, aus Kummeln, Kreis Ebenrode, jetzt Sörhausener-Straße 45, 28857 Syke-Ristedt, am 21. Juni

Wrona, Grete, geb. **Kampka**, aus Wallen, Kreis Ortelsburg, jetzt Hüller Straße 61, 45888 Gelsenkirchen, am 20. Juni



ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Coch, Martin, aus Abbau, Kreis Heiligenbeil, und Frau Marianne, geb. **Wüst**, jetzt Flachsgarten 13, 50226 Frechen, am 31. Mai

Meyer, Gerhard und Frau Renate, geb. **Claus**, aus Seedranken, Kreis Treuburg, jetzt Allee d. Kosmon. 69 / 1201, 12681 Berlin, am 19. Juni

Kristott, Gerhard, und Frau Ursula, geb. **Götze**, aus Treuburg, Bahnhofstraße 13 (Gärtnerei), jetzt Birkenweg 15, 06785 Oranienbaum, am 22. Juni

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 16. Juni, 20.10 Uhr, N-TV: n-tv Reportage – Die letzten Tage des Krieges.

Sonnabend, 16. Juni, 20.15 Uhr, MDR: Wernher von Braun – Der Mann für die Wunderwaffe.

Sonnabend, 16. Juni, 20.15 Uhr, Bayern: Des Teufels General.

Sonnabend, 16. Juni, 23.25 Uhr, MDR: Die gefrorenen Blitze.

Sonntag, 17. Juni, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Montag, 18. Juni, 20.15 Uhr, 3sat: Hitlers Diplomaten in Bonn.

Mittwoch, 20. Juni, 20.40 Uhr, Arte: Türken gegen Armenier – Der erste Völkermord des 20. Jahrhunderts.

Donnerstag, 21. Juni, 20.15 Uhr, NDR: Länder – Menschen – Abenteuer. Als die Deutschen weg waren – Groß Döbern, Schlesien.

Donnerstag, 21. Juni, 20.15 Uhr, Phoenix: Die RAF – Tödliche Illusion.

Freitag, 22. Juni, 20.15 Uhr, Arte: Der Sturm – Bis zum bitteren Ende.

Termine: Ostpreußisches Landesmuseum

Lüneburg – Das Ostpreußische Landesmuseum hat im Juni folgende Veranstaltungen / Ausstellungen im Programm:

Noch bis zum 17. Juni zu sehen: Gestaltet in Ostpreußen – Der Bildhauer Hermann Brachert

Noch bis zum 2. September Wunderwelt der Seen in Ermland und Masuren

Dienstag, 19. Juni, 14.30 bis 16.30 Uhr, „Museum erleben“: Kleine und große Wunderwelt der masurischen Seen. Führung durch die Sonderausstellung. Eintritt: 4 Euro (inklusive Kaffee, Tee und Gebäck).

Mittwoch, 20. Juni, 19.30 Uhr, Impressionen aus dem Kreis Elchniederung – gestern und heute. Vortrag von Gabriele Bastemeyer

Mittwoch, 27. Juni, 19.30 Uhr, 20 Jahre Ostpreußisches Landesmuseum – Festveranstaltung.

Ostpreußisches Landesmuseum, Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 7 59 95 20, Fax (0 41 31) 7 59 95 11, Internet: www. ostpreussisches-landesmuseum.de, Öffnungszeiten des Di – So, 10-17 Uhr.

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



Baden-Württemberg

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Freitag, 22. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Amtsstüble“ in Mosbach. Diavortrag von Christian von der Groeben. Mitfahrgelegenheit um 14 Uhr am Musterplatz / Edeka, Buchen.

Ludwigsburg – Dienstag, 26. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum Stammtisch in den „Kronenstuben“, Kronenstraße 2.

Pforzheim – Sonntag, 24. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im evangelischen Gemeindehaus, Fritz-Neuert-Straße 32, Eutingen. An dem Nachmittagsprogramm beteiligen sich die Damen Renate Großmann und Christel Müller mit Gedichten und Geschichten des Brauchtums Ostpreußens. Es wird gemeinsam gesungen. Die musikalische Umrahmung erfolgt durch Heinz Weißflog (Akkordeon) und Ingeborg Eisenschmidt (Akkordzither). Heinz Müller zeigt einen litauischen Werbefilm mit den einmaligen Schönheiten der Kurischen Nehrung. Es gibt auch wieder eine reichhaltige Tombola.

Für die Unterstützung und Bereitstellung von Tombolapreisen ist man dankbar. Mit einem kleinen Imbiß bei gemütlichem Zusammensein endet das Treffen. – Sonnabend, 30. Juni, 15 Uhr, Eröffnung der Ausstellung „So schön war Ostpreußen“ im Haus der Landsmannschaften, Kirchenstraße, Brötzingen. Es werden die schönsten Bilder aus allen Regionen Ostpreußens, aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, gezeigt.

Stuttgart – Dienstag, 19. Juni, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus der Heimat, Kleiner Saal. Unter dem Motto „Im schönsten Wiesengrunde“ gibt es heimatliche Geschichten, Gedichte und Lieder. Ein fröhlicher Nachmittag mit Frau Lüttich und Frau Bessel.

Ulm / Neu-Ulm – Sonntag, 24. Juni, 14.30 Uhr, Sommerfest der Gruppe in den „Ulmer Stuben“. Vorgetragen werden Lieder, Gedichte und Proben preußischen Humors. Die Tanzgruppe Jungbrunnen zeigt, daß man im Alter auch noch tanzen kann. Das Fest mitgestalten wird der BdV-Chor Ulm, der in diesem Jahr sein 30jähriges Bestehen feiert.



Bayern

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Dinkelsbühl – Sonnabend, 30. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe bei Frau Tietke in Wittenbach zum Grillfest.

Kempten – Sonnabend, 30. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Petershof“, Salzstraße 1.



Bremen

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Freitag, 22. Juni, 14.30 Uhr, Sommerfest der Gruppe mit Grillen im „Barlach-Haus“. Es werden wieder Würstchen gegrillt und ein Unterhaltungsprogramm vorbereitet. Kosten für diesen Nachmittag: 6 Euro. Um eine umgehende Anmeldung wird gebeten unter Telefon 8 61 76. – Auf der Mitgliederversammlung der Frauengruppe mußte nach dem obligatorischen Kaffeetrinken auf Grund des Wegzuges der bisherigen Vorsitzenden Sigrid Schubert und mehrer Todesfälle der gesamte Vorstand neu gewählt werden. Alle Anwesenden waren sich einig, daß die beste Wahl Marita Jachens-Paul sein würde, die dann auch einstimmig gewählt wurde. Obwohl sie bereits seit Jahren die Gesamt-Gruppe führt, nahm sie das Amt der Leiterin der Frauengruppe an. Auch die übrigen Vorstandsmitglieder wurden einstimmig gewählt beziehungsweise wiedergewählt: Barbara Sandmann und Ella Till (stellvertretende Vorsitzende), Edeltraut Hahn (Kassenwartin), Gretel Lingk und Eva Weidmann (Kassenprüferin), Alice Schwiedop (Schriftführerin) und Ursula Tieste (stellvertretende Schriftführerin). Die Frauengruppe wird zukünftig ihre Veranstaltungen größtenteils zusammen mit der Gesamt-Gruppe durchführen, lediglich eine eigene Erntedank- und eine Adventsfeier der Frauen soll stattfinden. Alle Veranstaltungen werden ab sofort um 14.30 Uhr beginnen. – Die Jahreshauptversammlung der Landesgruppe Bremen tagte dieses Mal in Bremerhaven. Die Vorsitzende Marita Jachens-Paul hatte das Treffen vorbereitet. 28 stimmberechtigte Landesvorstandsmitglieder, Delegierte und Einzelmitglieder erschienen. Diese nahmen die Berichte des Vorsitzenden Helmut Gutzeit, der stellvertretenden Vorsitzenden Marita Jachens-Paul, des Landesgeschäftsführers Bernd Heitger, der Frauenreferentin Christel Klawonn, des Schatzmeisters Alfred Wieczorek, des Kassenprüfers Wolfgang Paul und der örtlichen Vorsitzenden von Bremen, Bremerhaven, Bremen-Nord und Lesum zustimmend zur Kenntnis. Unter der Wahlleitung von Eduard Timm wurde der Landesvorstand neu gewählt: Landesvorsitzender Helmut Gutzeit, stellvertretende Landesvorsitzende Marita Jachens-Paul, Landesgeschäftsführer Bernd Heitger, Kassenwart Alfred Wieczorek, Kulturwart Günter Högemann, Kassenprüfer sind Gertrud Heitger und Wolfgang Paul. Die Landesfrauenreferentin Christel Klawonn wurde in ihrem Amt bestätigt.



Hamburg

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 30. Juni, 14.45 Uhr, Sommerfest im Hamburg-Haus, Doormannsweg 12 (U-Bahnstation Emilienstraße). Gemeinsames Kaffeetrinken (Kaffee und Kuchen 5 Euro) und musikalische Unterhaltung unter Mitwirkung der Folkloregruppe „Wandersleben“ aus Thüringen und des Ostpreußenchores Hamburg. Landsleute und Gäste sind herzlich willkommen. Einlaß ab 13.45 Uhr!

HEIMATKREISGRUPPEN



Elchniederung – Mittwoch, 20. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in den E.T.V. Stuben, Bundesstraße 96, Ecke Hohe Weide, U-Bahnstation Christuskirche. Nach dem Kaffee wird in gemütlicher Runde mit Vorträgen, Musik und frohen Liedern der Sommer begrüßt. Freunde und Gäste sind herzlich willkommen. Der Eintritt beträgt 2 Euro.



Heiligenbeil – Sonnabend, 23. Juni, 14 Uhr, Sommerfest der Gruppe im Seniorentreff, Am Gojenboom. Alle Landsleute und Mitglieder sind herzlich eingeladen, den Sommer zu begrüßen. Es wird auch wieder ein Film über Ermland und Masuren gezeigt. Sie erreichen den Seniorentreff mit der U-Bahnlinie 3, Richtung Mümmelmannsberg, bis Horner Rennbahn, Ausgang Gojenboom, dann über den großen Parkplatz. Am Ende ist der Seniorentreff. Kostenbeitrag für Kaffee, Kuchen und Filmvortrag 5 Euro.



Königsberg – Sonnabend, 13. und Sonntag, 14. Oktober, Großes Königsberger Treffen in den Mozartsälen im Logenhaus am Dammtorbahnhof, Hamburg. – Bitte die Anmeldung bei Ursula Zimmermann, für den Jahresausflug am 29. Juni, bis zum 25. Mai nicht vergessen.



Sensburg – Sonntag, 17. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Bergedorf – Freitag, 22. Juni, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Sozialen Zentrum“, Ludwig-Rosenberg-Ring 47. Es gibt einen bunten Nachmittag zum Sommeranfang mit Kaffee und Kuchen. – Donnerstag, 28. Juni, 14.45 Uhr, Treffen der Gruppe am ZOB Bergedorf. Es geht mit der Buslinie 228 (bis Löschplatz) zum „Erdbeeren-Essen“ ins Café Harden, Altengammer Elbdeich. Dort gibt es eine Tasse Kaffee und Erdbeeren mit Schlagsahne (satt). Anmeldungen bis zum 21. Juni bei Gisela Harder, Telefon (0 40) 7 37 32 20.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 25. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit dem Bus 443 bis Waldquelle).



Hessen

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Bergstraße – Sonntag, 29. Juli, 8 Uhr, Tagesfahrt der Gruppe in den Hessenpark, Neu-Ansbach, und eine Führung durch das Kloster Altenberg bei Wetzlar. Die Kosten für die Busfahrt, der Eintritt zum Hessenpark und die Konzertteilnahme betragen 31 Euro. ein Mittagessen ist in Neu-Anspach vorgesehen. Abfahrt 8 Uhr, Bensheim-Busbahnhof, 8.15 Uhr, Heppenheim Stadion. Anmeldungen bitte umgehend an Hans-Ulrich Karalus, Telefon (0 62 52) 7 35 25, oder Elke Schuster, Telefon (0 62 51) 6 56 79.

Darmstadt – Die Landesgruppe im Bund der Danziger hat auf ihrer Vorstandssitzung einen neuen Vorstand gewählt. Der bisherige Landesvorsitzender Günter Oberste-Berghaus, der das Amt seit 1975 innehatte, hat aus Alters- und Gesundheitsgründen sein Amt niedergelegt. Nach dem Rechenschaftsbericht und der Kassenprüfung gedachte man in einer Schweigeminute der verstorbenen Gruppenvorsitzenden Hannelore Schwarz (Wiesbaden) und des Ehrenvorsitzenden Horst Jantzon, der 1948 in Darmstadt Gründungsmitglied war und 25 Jahre die Landesgruppe leitete. Großen Raum nahmen Gedanken und Überlegungen zur Zukunft des Bundes ein. Immer mehr Mitglieder ist eine Teilnahme an den Veranstaltungen durch Krankheit oder fortgeschrittenes Alter nur noch selten möglich. Es sollen zukünftig diese Mitglieder öfter besucht werden, außerdem soll versucht werden, Fahrgelegenheiten zu organisieren. Zum neuen Landesvorsitzenden wurde einstimmig der Leiter des Unterbezirks Südhessen in Darmstadt, Dieter Leitner, gewählt. Nach dem Verzicht von Paul Schlicht fungiert Leitner auch als Schriftführer, Pressewart und Kulturreferent. Charlotte Domurath wurde als Landesfrauenleiterin und stellvertretende Vorsitzende bestätigt. Ulrich Janzen, Vorstand der Ortsgruppe Wiesbaden, wurde ebenfalls zum Stellvertreter gewählt. Er übernimmt auch das Amt des Landesschatzmeisters von Marita Meiering.

Eschwege – Eine große Teilnehmerzahl der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen machte sich von Eschwege auf den Weg zum ehemals preußischen Hauptgestüt Altefeld, um die Ausstellung „275 Jahre Preußische Gestütsverwaltung“ zu besuchen. Empfangen wurde die Gruppe von Doris und Manfred Graf, und nach einer kurzen Begrüßung ging es in die großzügigen Stallungen des Gestüts, wo so mancher Vierbeiner zu bewundern war. Danach ein kurzer Rundgang zu den Pferde- und Rinderweiden, und vor dem Stall erfreute die interessierten Besucher der Anblick der Trakehner Schimmelstute „Donauwelle“ mit ihrem prächtigen Stutfohlen und die Deckhengste „Lindbergh“ und „Graf Faedo“. Später wurden die Gäste in das Gestütsmuseum geführt, wo die Geschichte der preußischen Gestütsverwaltung lebendig wurde. Bei sanftem Licht und Marschmusik flackerte die Pracht der Vergangenheit auf. Bekannte und erfolgreiche Pferde in Öl oder auf zahlreichen Bildern und Skulpturen von Derby-Siegern verliehen den Räumen eine besondere Eleganz. Die Besucher konnten sich der Faszination nicht entziehen, und so manche Erinnerung an Ostpreußen wurde in den schön gestalteten Räumen wieder wach. „Vom besten Zucht- und Soldatenpferd der Welt wurden diese Tiere schließlich zu Lebensrettern“, erläuterte Graf, wie die Pferde ihre entwurzelten Betreuer nach dem Zweiten Weltkrieg mitten im Winter nach Westen trugen. Nach einem Imbiß und einen Film über die preußische Pferdezucht überreichte Manfred Graf an die Vorsitzende der Gruppe, Edelgard Mettchen, für ihre hervorragende Arbeit ein Buch über die preußische Gestütsverwaltung. Bei einem gemütlichen Beisammensein klang der Tag mit vielen angeregten Gesprächen aus.

Kassel – Rund 40 Zuhörer hatten sich versammelt, um dem Vortrag von Egmond Prill zu lauschen. Thema des Referats: „Der Bankrott Deutschlands – Sprache, Kultur und Nation im Niedergang.“ – Rund ein Dutzend Mitglieder der Gruppe unternahmen

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Tät die Dummheit weh

Bei der Schöpfung die Idee,
Daß die Dummheit täte weh,
Wurd zugunsten für das Leben
Ganz schnell wieder aufgegeben.

Wenn die Dummheit schmerzlich wär,
Gäbs die Menschheit wohl nicht mehr,
Denn das Schreien und das Klagen
Hätte sie nicht lang ertragen.

Stell man sich das heute vor,
Überall das Schrein im Ohr,
In Gebäuden, auf den Straßen,
Es wär wirklich nicht zum Spaßen.

Auch des Nachts hätt niemand Ruh,
Keiner kriegt ein Auge zu,
Im Verlaufe unsres Lebens
Kämpfen Götter selbst vergebens,

Gegen all die Dummheit an,
Die der Mensch begehen kann;
Deshalb danken wir von Herzen,
Daß sie auftritt ohne Schmerzen.

Aus dem Buch „**SOKRATES läßt Deutschland grüßen**“ von Hubertus Scheurer. Zu beziehen über den **PMD Best.-Nr. 6186**, € 15,-

Gratulationen

Zum



Geburtstag

gratulieren wir

Waltraud Ring

geb. Pallenschat
aus Gumbinnen, Kr. Pilkallen

ganz herzlich

Jimmy und Robin Hoffmann und Eltern

Unserem lieben

Walter Hildebrand

zum **80.** Geburtstag,
am 16. 6. 2007,
alles Liebe und reichlich Gesundheit!

Dein Bruder Rudi, Hannelore, Dörte & Markus

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

einen Tagesausflug im Kleinbus in das schöne Mitteldeutschland. Ziel war die historische Kleinstadt Schmalkalden (Schmalkaldischer Bund 1531) in Thüringen. Ein Vertreter der dortigen Gruppe führte durch die Stadt und zum Schloß Wilhelmsburg und begleitete die Reiseteilnehmer auch anschließend auf einer kurzen Wanderung auf dem Rennsteig. Ein herrlicher Tag. – Der als Gast anwesende Pfarrer i. R. Scherlies berichtete auf der letzten Zusammenkunft, daß er in einigen Tagen wieder ins Königsberger Gebiet fahren werde, und bat um Unterstützung der wenigen dort noch lebenden Deutschen sowie des Sozialzentrums „Jablonka“ für obdachlose Kinder. Die angekündigte Veranstaltung mit Ruth Barthel über „Flüsse und Seen in unserer Heimat“ mußte wegen Erkrankung verschoben werden. Statt dessen wurde ein älterer Videofilm „Heimkehr ins verbotene Land“ über die Kurische Nehrung und weitere Gebiete Nordostpreußens gezeigt. Dieser ausführliche Film faszinierte durch die Betonung der landschaftlichen Schönheiten Ostpreußens, der Weide- und Wildtiere sowie der Pferdegestüte. Der sichtbare Niedergang dieses einst blühenden deutschen Landes wurde etwas gemildert durch die Tatsache, daß so manches seit dem Zeitpunkt des Entstehens dieses Films (vor etwa zehn Jahren) inzwischen wieder aufgebaut oder anderweitig verbessert wurde. Die große Sehnsucht nach der Heimat aber bleibt.

Wiesbaden – Sonnabend, 23. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, großer Saal, Friedrichstraße 35, Wiesbaden. Unter dem Motto: „Freunde, das Leben ist lebenswert!“ findet ein vergnüglicher Nachmittag mit bekannten Operettenliedern statt. Es singen Helga Milkereit und Karl-Heinz Ohnhaus unter musikalischer Begleitung von Horst Wilhelm am Klavier. Zuvor ist Zeit für Unterhaltung bei Kaffee und Kuchen.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Braunschweig – Mittwoch, 27. Juni, 16 Uhr, Treffen der Gruppe im Stadtparkrestaurant. Dr. Marianne Kopp wird eine Einführung in Leben und Werk von Hermann Sudermann geben. – Bei der letzten Veranstaltung konnte der vorgesehene Film „Eigentlich sind wir auch von hier“ nicht gezeigt werden, da der Geschäftsführung ein Fehler unterlaufen war und die Gruppe mit einem kleineren Raum vorlieb, nehmen mußte. So gab es Vereinsnachrichten, wobei der am 23. Juni stattfindende „Tag der Landsmannschaften“ wegen des Lokalwechsels viele Fragen aufwarf. Er wird im Gemeinschaftshaus Weststadt stattfinden, Beginn 13 Uhr. Zu erreichen ist das Haus mit den Linien 3, 5, 6 und 7 bis zur Haltestelle Emsstraße. In der dort mündenden Ludwig-Winter-Straße ist der weitere Weg ausgeschildert. Auch über den Tagesausflug am 28. Juni nach Wustrau wurde noch mal gesprochen. Er beginnt um 6.30 Uhr in der Wilhelmstraße, Braunschweig.

Osnabrück – Donnerstag, 21. Juni, 8.30 Uhr, Fahrt der Frauengruppe nach Bad Pyrmont. Die Abfahrt erfolgt ab Busbahnhof am Hauptbahnhof. Gäste sind herzlich willkommen. Anmeldung bei Marianne Regier, Telefon 1 41 26. – Donnerstag, 28. Juni, 15 Uhr, Literaturkreis in der Gaststätte Bürgerbräu. – Eine Urlaubsreise in das Seebad Ahlbeck auf der Insel Usedom unternahm 30 Mitglieder und Gäste der Gruppe. Seit 1852 ist Ahlbeck Badeort und somit eines der ältesten Seebäder der Insel. Die Seebrücke, seit 1898 in Betrieb, ist das bis heute älteste im Original erhaltene Bauwerk dieser Art an der östlichen Küste der deutschen Ostsee. Spaziergänge nach Heringsdorf und Bansin sowie Wanderungen in die reizvolle Umgebung wurden unternommen. Der Osnabrücker Partnerstadt und Universitäts- und Hansestadt Greifswald galt ein Besuch. Eine Stadtführerin begleitete die Gruppe in die Marienkirche. Sehenswert ist die Kanzel, denn bei den Schnitz- und Intarsienarbeiten wurden 60 verschiedene Holzarten verwendet. Am Marktplatz beeindruckten die Giebelhäuser, die zum Teil aus dem 15. Jahrhundert stammen. Zu einem Fischessen fuhr die Gruppe anschließend in den Fischerort Wieck, der mit seinen schilfgedeckten Häusern unter Denkmalschutz steht. Die frühere Heeresversuchanstalt Peenemünde wurde besichtigt. Weiterer Höhepunkt war eine Fahrt nach Stettin. Von einer sachkundigen Stadtführerin begleitet wurde eine Stadtrundfahrt unternommen. Die Außenanlagen des Schlosses der Pommernherzöge aus dem 14. Jahrhundert wurde besichtigt. Dort wurde die Prinzessin Sophia Augusta von Anhalt-Zerbst geboren (1729), die spätere russische Zarin Katharina II. Stettin ist auch der Geburtsort des Schriftstellers und Arztes Alfred Döblin, der hier 1878 das Licht der Welt erblickte. Die Hakenterrasse, die auf dem Festungswerk Fort Leopold erbaut wurde, ist nach dem damals regierenden Oberbürgermeister Hermann Haken benannt worden. Einen Überblick über die Stadt bot der Besuch vom „Café 22“, welches sich im 22. Stock eines verglasten Rundbaus befindet. Des weiteren wurde auch die Kriegsgräberstätte auf dem Golm besucht. Dort ruhen rund 23 000 Tote, die den amerikanischen Bombenangriff auf Swinemünde am 12. März 1945 zum Opfer fielen. Davon konnten nur 2000 bisher identifiziert werden. in einem Informationsgebäude befindet sich seit 2001 eine Dauerausstellung, in der alles Wissenswerte über die damalige Zeit gezeigt wird. Auch die Kirche und das Wasserschloß Mellenthin sowie der Lieper Winkel wurden besucht. Marianne Rieger, die die Reise begleitete, sorgte für einen reibungslosen Ablauf des Aufenthaltes und versorgte die Gruppe mit umfangreichen Informationen über Usedom.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bad Godesberg – Die Vorsitzende der Landsmannschaft freute sich, rund 100 Mitglieder und Freunde der Landsmannschaft zum Frühlingsfest begrüßen zu können. In ihrer Begrüßungsansprache ging sie auf das Brauchtum ein. Pfingsten ist am 50. Tag beziehungsweise am 7. Sonntag nach Ostern und beendet den österlichen Festkreis. Pfingsten wird seit dem 3. Jahrhundert gefeiert und gilt als der Geburtstag der Kirche. Man feiert die Ausgießung des Heiligen Geistes. Das Dreifaltigkeitsfest wird mancherorts auch Güldensonntag, Pasch-Sonntag oder Blumenfest genannt. Ursprünglich war Pfingsten ein Erntefest des Alten Bundes mit Dankopfern. Pfingsten ist im Judentum Erntedank- und Wochenfest und in den Ostkirchen das Hochfest der Trinität sowie der Geistsendung. Brauch und Tradition zu Pfingsten: In verschiedenen Gegenden streuen Kinder Blumen auf den Kirchboden; anderswo ist das Herablassen einer hölzernen Taube von der Kirchendecke Tradition. Auch gibt es die Pfingstumritte durch die Natur, verbunden mit Wettritten und Reiterspielen. Üblich sind auch Pfingstausflüge und vieles mehr. In Ostpreußen war es Brauch, daß es neue Kleidungsstücke zu Pfingsten gab. Im 17. Jahrhundert kam der Brauch auf, vor weitreichenden Entscheidungen und in Not neuntägige Andachten zu halten, die man Novenen nannte. Man dachte dabei wohl an die Apostelgeschichte. Die neun Tage zwischen Christi Himmelfahrt und Pfingsten nennen wir Pfingstnovenen. Die Kirche betet in diesen Tagen verstärkt um die Gaben des Heiligen Geistes. Zu Pfingsten grünen die Weiden wieder, und das Vieh verläßt den Winterstall und wird auf Almen und Wiesen getrieben. Angeführt werden diese Viehherden vom sogenannten „Pfingstochsen“, die man über und über mit Blumen und Bändern geschmückt hat. Ab Pfingsten beginnen überall wieder die Schützenfeste. Dabei wird unter den Schützen ein Königsschießen veranstaltet. Wer den Vogel abschießt, ist der Schützenkönig des Jahres. Zu erwähnen wäre noch das Fronleichnamsfest, das in diesem Jahr auch in den Monat Juni fällt. Elf Tage nach Pfingsten feiert die katholische Kirche das Hohe Fest der Eucharistie. Dieser Tag geht auf die Vision zurück, die Nonne Julijana von Lüttich 1246 hatte. Gott wollte noch ein Fest zur Verehrung des Brotes. Seit 1294 findet dieses Fest am zweiten Donnerstag nach Pfingsten statt, das Papst Urban IV. 1264 eingeführt hat und für die Weltkirche vorgeschrieben wurde. „Fron“ steht für heilig, „Leichnam“ für lebendiger Leib. Das Fest erinnert an die Hostie als Leib des Herrn und an die Einsetzung des Altarsakraments am Gründonnerstag. Heute finden in vielen Gemeinden Prozessionen durch die von den Anwohnern festlich geschmückten Straßen statt. Es werden Birken an die Häuser gestellt und auch oft kunstvolle Blumenteppiche gelegt. Der Priester trägt die Monstranz. Vereine wie unter anderem der Gesangvereine, Feuerwehr, Schützen beteiligen sich meistens an diesen Prozessionen. Anschließend ist es üblich, sich gemeinsam bei einem Gläschen zu treffen. Der Nachmittag wurde mit Gesang und Musik, mit Tanzvorführungen, heimatlichen Vorträgen und einem Ratespiel für alle verbacht. Für die Musik war Rolf Oettgen (Präsident der Rot Grünen Senatoren) zuständig. Für weitere Höhepunkte sorgten die „Tanzmäuse“ unter der Leitung von Claudia Finette, die Poppelsdorfer Volkstanzgruppe unter der Leitung von Asta Laforet. Heimatliche Vorträge wurden von Edeltraud Bayer und Nicole Sesterhenn (Tochter der Vorsitzenden) gehalten. Für absolute Stimmung sorgte Engelbert mit seiner Freunden: Engelbert spielte mit seiner Harmonika und sang dazu mit seiner Truppe alte Volksweisen, es wurde zu einem Feuerwerk der guten Laune. Die Vorsitzende Gisela Noll hatte sich für den Abschluß des Nachmittags etwas Besonderes ausgedacht. Sie und ihr Mann Diethelm zeigten einen langsamen Walzer als Schau-Tanz, sie in einem roten Ballkleid und er in schwarzer Hose, weißem Hemd mit roter Fliege und einem roten Tuch um die Taille. Der große Applaus der Besucher zeigte, das dieser Abschluß gelungen war.

Gütersloh – Sonnabend, 16. Juni, 13 Uhr, Fahrradtour in die nähere Umgebung. Treffpunkt ist an der Freiherr-vom-Stein-Realschule. Unterwegs gibt es eine Kaffeepause. Kaffee und Kuchen sollte jeder selber mitbringen. Alle, für die eine Fahrradtour zu anstrengend ist, sind anschließend zum Grillen eingeladen. Für die Planung ist eine Anmeldung erforderlich, bei Josef Block, Telefon (0 52 41) 3 48 41.

Neuss – Die Gruppe veranstaltet in diesem Jahr wieder eine Reise nach Ostpreußen in der Zeit vom 7. bis 17. August 2007. Die Reiseroute verläuft von Neuss über Stettin, Thorn, Kulm, Marienwerder, Danzig, Elbing, Frauenburg, Allenstein, Lötzen, Masuren. Es wird ein reichhaltiges Programm geboten mit Stadtbesichtigung von Stettin, Kulm, Marienwerder, Danzig, Elbing, Besichtigung Frauenburger Dom, Schiffsfahrt übers Frische Haff und auf dem Oberland-Kanal mit „Schiefer Ebene“. Weitere Besichtigung von Allenstein, Hohenstein Museumsdorf, Heilige Linde, Lötzen, Besuch Deutsche Minderheit mit Gesprächsaustausch. Schiffsfahrt auf den Masurischen Seen, Kutschfahrt und Grillabend und vieles mehr. Wir fahren im Fernreiseluxusbus mit einem renommierten Busunternehmen. Es bestehen auch Zusteigemöglichkeiten in Bielefeld, Hannover und Magdeburg. Diese Fahrt ist nicht nur für Ostpreußen, sondern für jede Bürgerin und jeden Bürger, die diese herrliche Landschaft, von der sehr viele Filme und Berichte in den Medien erscheinen, selber in natura erleben möchten. Anmeldungen bis zum 18. Juli bei Peter Pott, Zollstraße 32, 41460 Neuss Telefon (0 21 31) 3 84 34 00, E-Mail: pottzepitter@aol.com

Wesel – Donnerstag, 28. Juni, 17 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Heimatstube, Kaiserring 4.

Witten – Donnerstag, 28. Juni, 15.30 Uhr, Treffen der Gruppe zu einer Ostpreußischen Kaffeetafel mit Gesang, Musik und Gedichten.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 21

Anzeigen



Nachruf

Unendliches Leiden – zu lange Zeit,
kein Weg war im Leben für Dich so weit.
Das Schicksal war hart, trotzte allem Bitten,
es schmerzt der Gedanke, was Du hast erlitten.
Erlösung kam nun, Du hast Ruhe gefunden,
doch immer gedenken wir wehmütig der Stunden
im Schutz Deiner Hände, die so vieles schufen,
die Sehnsucht in uns wird Dich immerzu rufen.
Doch die Gewissheit, die wiegt sehr schwer,
Du, liebe Mutter – Du rufst nicht mehr.

Am Sonntag, den 25. März 2007 verstarb in Balingen unsere geliebte Mutter

Hilde Hennig

geb. Pankler

Sie wurde am 21. Dezember 1923 in Gedwangen Kreis Neidenburg geboren.

Deine ungebrochene Liebe zur ostpreußischen Heimat wird von uns immer in Ehren gehalten und wir werden uns für alle Zeit an Deinen schicksalsschweren Lebensweg in tiefer Dankbarkeit und mit Hochachtung erinnern.

Du bleibst unser unvergessenes größtes Glück –

**Deine Kinder Wolfgang, Martin, Joachim,
Christine, Ursula und Hannelore
mit allen Angehörigen**

Die feierliche Beisetzung fand am 30. März auf dem Friedhof in Balingen statt.

72336 Balingen – Binsenbolstraße 76 im Juni 2007

Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht,
sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.
2. Timotheus 1,7

Gott der Herr hat meinen über alles geliebten Mann, unseren geliebten und verehrten Vater, Großvater und Bruder zu sich in sein himmlisches Reich gerufen.

Hans Dieter von Salmuth

Kommendator im Johanniterorden

∗ 24. Mai 1924 Königsberg/Pr. † 4. Mai 2007 Bonn

In Dankbarkeit für ein gemeinsames glückliches Leben

Cecilie von Salmuth, geb. Gräfin von der Groeben
**Hans Henning von Salmuth
Gabriele Lassen Salmuth und Steen Lassen
Stephanie von Olfers,** geb. von Salmuth **und
Dr. Clemens von Olfers
Benita von Salmuth
und die Enkel
Marie-Leonie Frfr. von Lilien-Waldau und
Conrad Frhr. von Lilien-Waldau
Nina, Jannek, Franz Johannes,
Luise, Matthias, Nikolaus, Constantin
Dr. Hans Henning von Salmuth und
Elisabeth Prinzessin von Altenburg**

53177 Bonn-Bad Godesberg, Elisabethstraße 19

Die Trauerfeier und Beerdigung fand statt am Freitag, dem 11. Mai 2007, um 13.00 Uhr in der Kirche zu Warder in 23821 Rohlsdorf-Warder, Kreis Segeberg.

Statt Karten

Für uns alle unerwartet entschlief heute ganz friedlich unsere liebe Mutter und Schwiegermutter, unsere gute Oma und Uroma

Erika Peters

geb. Mischkowski

∗ 7. 11. 1925 † 5. 6. 2007



In Liebe
**Hans-Jürgen und Dörte
mit Andrea und Ellen
Liesel und Sönke
mit Claudia
Sylvia und Life
mit Anna Paula und Jaap
Carina
sowie alle Angehörigen**

Simonsberg, früher Justinenhof, Treuburg

Traueranschrift: Hans-Jürgen Peters, Deichstraße 4,
25813 Simonsberg-Koog

Die Trauerfeier fand am Montag, dem 11. Juni 2007, in der Kirche zu Simonsberg statt.

Plötzlich und unerwartet verstarb unser lieber Freund und Landsmann

Manfred Philipp

∗ 21. 6. 1938	† 26. 4. 2007
Königsberg, Pr.	Brühl, Baden
Ostendorfstr. 1	Plankstadter Weg 1

Familie Hohmann Mannheim, Ne.
Familie Kaiser Berlin Tegel
Familie Kaiser Buchholz Nordheide



Aus den Heimatkreisen

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



GUMBINNEN

Kreisvertreter: Eckard Steiner, Schöne Aussicht 35, 65510 Idstein / Taunus, Telefon (0 61 26) 41 73, E-Mail: eck.steiner@pcvos.com, Internet: www.kreis-gumbinnen.de

Nordenburger Schultreffen – Das diesjährige Nordenburger Schultreffen fand, wie schon so oft, in Werder bei Berlin statt. Ursula Schütze, die unermüdliche Organisatorin, rief und 21 froh gestimmte Nordenburger trafen im Laufe des Nachmittags ein. An diesen Tagen war „Kaiserwetter“ angesagt, und die mitgenommenen warmen Sachen hatten bei 30 Grad keine Chance, angezogen zu werden – so teilt Hans Ulrich Gettkant mit und berichtet weiter: Ursula Schützes Begrüßungsrede wurde mit Spannung erwartet, und alle Gesichter hellten sich auf, als wir erfuhren, daß die Genehmigung zur zweistündigen Besichtigung des Bundeskanzleramtes doch noch eingetroffen war. Mit dem Regional-Expreß landeten wir dann am Montag auf dem neuen Hauptbahnhof (früher Lehrter Bahnhof) und bestaunten das sechsstöckige Großraumprojekt. Das im Mai 2001 fertiggestellte Bundeskanzleramt durfte aber erst nach der Ausweiskontrolle und einem ausgiebigen Sicherheitscheck betreten werden. Der Neubau des Bundeskanzleramtes befindet sich nördlich vom Reichstagsgebäude, dem Sitz des Deutschen Bundestages. Markant und unverwechselbar ist das zentrale Leitungsgebäude. Ein 36 Meter hoher, klar gegliederter Kubus überragt die beiden Verwaltungsflügel mit 370 Büros um einige Stockwerke, bleibt jedoch unter der Höhe des Reichstagsgebäudes, das den Maßstab für die Bebauung im Spreebogen vorgibt. Die Büros der Bundeskanzlerin und der Staatsminister sowie der große und der kleine Kabinettsaal und der Raum für Pressekonferenzen sind alle einfach und schlicht gehalten mit niedriger Deckenhöhe und verschiedenen Bildern. Das Leitungsgebäude öffnet sich auf der Ostseite zu dem Ehrenhof, auf dem immer Ehrengäste empfangen werden. Etwas ermüdet, aber angeregt traten wir die Rückfahrt ins Insel-Hotel an, und wir waren erstaunt über die Höflichkeit der „Berliner Jugend“ im Zug, die sofort Älteren ihren Sitzplatz anbot – einfach toll! Unsere Müdigkeit war aber schnell verflogen, als unser „Hausmusiker“ Rainer in die Tasten griff und zum Tanz aufspielte. Erst gegen 1 Uhr durfte er seine Musikinstrumente einpacken. Der Dienstag war voll ausgelastet mit der zweistündigen Stadtrundfahrt. Der Stadtführer hat uns mit „Berliner Herz und Schnauze“ eine schöne Rundfahrt beschert. Die Kaffeepause auf dem sich langsam drehenden Fernsehturm hatten wir uns redlich verdient. Hier erlebt man Berlin in 207 Meter Höhe, das „höchste Erlebnis“ unserer Hauptstadt. Es war ein wunderbarer Ausklang des Treffens. Beim Abschiednehmen am Mittwoch bedankten wir uns alle nochmals bei Uschi und Herbert Matussek für die Superorganisation und alle hoffen, daß wir uns gesund im nächsten Jahr irgendwo wiedersehen.



JOHANNISBURG

Kreisvertreter: Willi Reck, Georg-Büchner-Straße 7, 31224 Peine, Telefon (0 51 71) 80 59 72, Fax (0 51 71) 80 59 73. Schriftführerin: Marlene Gesk, Unewattfeld 9, 24977 Langballig, Tel. (0 46 36) 15 60, Fax (0 46 36) 88 33

Herzlichen Glückwunsch – Kreisbetreuerin der Johannisburger Gruppe in Berlin, Christel Koslowski, zum 90. Geburtstag. Christel Koslowski geb. Bosk wurde am 12. Juni 1917 in Groß Stürlack (Kreis Lötzen) in Ostpreußen geboren. Nachdem ihr Vater als Lehrer in den Kreis Neidenburg versetzt worden war, besuchte sie zunächst die Volksschule, später für zwei Jahre ein Lyzeum in Königsberg, anschließend die höhere Mädchenschule in Neidenburg. Nach der Versetzung des Vaters in den Kreis Johannisburg besuchte sie ein Jahr die Hauswirtschaftsschule, war zwei Jahre Haustochter auf einem Restgut bei Königsberg im Samland und nahm an der Ausbildung zur Land- und Hauswirtschaftslehrerin in Osterode teil. 1937 erhielt sie eine Anstellung als Berufsschullehrerin in Drigelsdorf (Kreis Johannisburg). Am 21. Januar 1945 ging sie mit dem Bauerntreck auf die Flucht. Nach einem abenteuerlichem Weg landete sie von Pillau aus über das Frische Haff und die Ostsee in Dänemark. Sie war dort zwei Jahre interniert und arbeitete dort als Hilfsschwester in mehreren Flüchtlingskrankenhäusern. Frühzeitig kehrte sie als Begleitperson elternloser Kinder nach Deutschland über die französische Zone zurück. In der russischen Zone – dort lebten ihre Eltern in Wippra (Südharz) – fand sie dann ihre neue Bleibe. Nach kurzer Wartezeit war sie noch zwei Jahre in ihrem alten Beruf tätig. 1949 heiratete sie Alfred Koslowski. Er stammte auch aus Ostpreußen, war Witwer und hatte eine Tochter. Sie zog dann nach Berlin. Aus der Ehe gingen zwei Töchter hervor. 1953 wurde sie bereits Mitglied der Berliner Gruppe der Johannisburger. In dieser Zeit verwaltete sie 13 Jahre lang die Kasse der Berliner Gemeinschaft. Nach dem frühen Tod von Kreisbetreuer Heinrich Wischnewski wurde sie unter dem Vorsitz von August Breig stellvertretende Vorsitzende und ab 1995 Erste Vorsitzende. Auf ihren Schultern lasteten seither viele Aufgaben in der Organisation und Menschenführung, wobei ihr Edeltraud Ziglowski hilfreich als Kassenverwalterin immer zur Seite stand. Der erste Besuch in der Heimat erfolgte 1986, danach folgten sieben weitere Reisen nach Ostpreußen in den Kreis Johannisburg. Sie verbanden mit Johannisburg mehrere Freundschaften, insbesondere mit Mira Kreska, der ehemaligen Vorsitzenden und heute Ehrenvorsitzenden des Deutschen Kulturvereins „Rosch“. Sie setzte sich von Berlin aus dafür ein, daß viele Hilfslieferungen und Unterstützungen jeglicher Art an ihre heimatverbliebenen Landsleute überbracht werden konnten. Sowohl die Berliner Gruppe als auch die Kreisgemeinschaft Johannisburg haben Christel Koslowski in den langen Jahren der Zusammenarbeit als mutige, kämpferische und angenehme Gesprächspartnerin kennengelernt und ihr dafür viel zu verdanken. Sie gehört seit über 20 Jahren dem erweiterten Vorstand der Kreisvertretung der Kreisgemeinschaft Johannisburg an. Durch ihre persönliche Zuwendung und Pflege von kranken Landsleuten hat sie der Berliner Gruppe und insbesondere der Kreisgemeinschaft finanzielle Erbanteile zukommen lassen. Dadurch konnte 2004 die gesamte Berliner Gruppe eine mehrtägige Busreise in den Heimatkreis durchführen. Für ihren jahrelangen selbstlosen Einsatz wurde sie mit der Silbernen Ehrennadel der Landsmannschaft Ostpreußen und der Ehrenspange der Kreisgemeinschaft Johannisburg ausgezeichnet und geehrt. 90 Jahre hat sie mit Höhen und Tiefen, mit viel Hilfsbereitschaft, Zuversicht und Wagemut gelebt. Wir, die Mitglieder des Vorstandes und des Kreistages, wünschen ihr, daß viel von der Liebe zu Menschen und Heimat, die sie jahrelang verbreitete, zu ihr zurückkommt. Recht viel Gesundheit, Freude und wenig Beschwerden im Alter mögen sie in den weiteren Lebensjahren begleiten. Herzlichen Glükwunsch, liebe Christel, von der Kreisgemeinschaft Johannisburg.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83 21 51.

Großes Königsberg-Treffen in Hamburg – Bitte vormerken! Das Königsberg-Treffen in Hamburg findet am 13. und 14. Oktober 2007 in den Mozartsälen, Loogenhaus am Dammtorbahnhof statt.

Hindenburg-Oberschule – Unsere Schulvereinigung lädt zum nächsten Treffen vom 5. bis 7. Oktober 2007 nach Naumburg an der Saale ein. Die Anmeldungen sollten bis spätestens 31. August direkt beim Hotel Stadt Naumburg, Friedensstraße 6, 06618 Naumburg, Telefon (0 34 45) 73 90, E-Mail: info@hotel-Stadt-naumburg.de Das sehr gut ausgestattete Hotel liegt ruhig am südöstlichen Rand der Altstadt und ist gut erreichbar. Wir hoffen wieder auf eine so gute Teilnahme wie bei unserem letzten Treffen, zu dem sich 74 Ehemalige und Angehörige im Hotel Bristol in Mainz zusammengefunden hatten. Am Freitagabend erhielten wird dort nach der Begrüßung und einem gemeinsamen Abendbüffet in einem Diavortrag Einblick in die Entwicklung der Stadt Mainz – von der Römerzeit bis heute. Der erste Ausflug am Sonnabend-Vormittag führte uns zur als Museum umgestalteten alten Sektkellerei Kupferberg mit ihren umfangreichen Lagerhallen. Natürlich durften wir auch ein Gläschen probieren, bevor es zum Mittagessen wieder ins Hotel ging. Nach der Kaffeetafel nahm die Mitgliederversammlung den üblichen einvernehmlichen Verlauf. Dabei übermittelte Hans-Joachim Keller Grüße des Vereins der ehemaligen Schüler unserer Patenschule in Duisburg-Hamborn und Klaus Gerd Elias sprach im Namen aller unseren Dank an Heinz Sterz für seine 15jährige erfolgreiche Arbeit als 1. Vorsitzender aus. Dessen Aufgaben will weitgehend sein bisheriger Stellvertreter Günther Liedtke übernehmen. Im Anschluß gab Frau Liessem einen kurzen Bildbericht über die Zustände der Nachkriegszeit in der französisch besetzten Zone, zu der auch Mainz gehörte. Auf das Abendessen folgte der traditionelle gemütliche Abend mit Musik, Tanz und Spoaskes. Den Sonntag-Vormittag füllte eine Stadtbesichtigung mit Führung im Gutenbergmuseum und Besuch des Domes aus. Am Nachmittag gab es zunächst wieder das gesonderte Beisammensein der ehemaligen Luftwaffenhelfer, am Abend traf man sich dann in der Gutsschenke Bachhof. Rund 40 Teilnehmer nahmen am Montag noch die Gelegenheit zu einer Führung durch das ZDF auf dem Mainzer Lerchenberg wahr, die Ulrich Venohr arrangiert hatte. Auch in Naumburg ist wieder ein interessantes Programm vorgesehen, und wir hoffen auf ein frohes Wiedersehen.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Ortstreffen im Samland-Museum in Minden – Für das diesjährige Treffen der Orte Gamsau, Prassnicken, Legden und Mantau hatten sich unsere Landsleute unseren Patenkreis Minden-Lübbecke mit der Kreisstadt Minden ausgewählt. Nach der üblichen Stadtbesichtigung und einer Dampferfahrt (mit Schleusung) auf dem Mittellandkanal und der Weser konnte am Sonnabend das Bückeburger Schloß und die fürstliche Hofreitschule besucht werden. Der Sonntagnachmittag war ausschließlich für das Samlandmuseum reserviert. Der überraschende Eindruck auf die Besucher war für den Beobachter spürbar und nicht zu übersehen. Das Interesse an unserer Ausstellung war geweckt und steigerte sich während des Aufenthaltes. Besonderes Interesse galt dabei der ersten Abteilung unserer Ausstellung mit den Luftbildaufnahmen und den Modellen und Bildern von unseren Kirchen und Gutshäusern im damaligen Kreisgebiet. Als Höhepunkt konnte dann Dipl.-Ing. Sabine Runka rund 60 fotographische Aufnahmen durchweg in Farbe aus den Jahren 1943 und 1944 den Besuchern am Bildschirm vorführen. Es handelt sich dabei um Aufnahmen, die während des Krieges in unserem Heimatkreis unter Mithilfe und Auswahl des Denkmalschutzamtes Königsberg gefertigt wurden. Erstaunlicherweise schon damals in Farbe. Bei den damals ausgewählten Objekten handelt es sich um Aufnahmen des Gutshauses Prassnicken und um weitere Aufnahmen der Kirchen Schönwalde und Arnau sowie um Aufnahmen aus dem Schloß Neuhausen. Die Datenträger zu den Aufnahmen waren erst vor wenigen Tagen in Minden eingetroffen, so daß die Überraschung für unserer Gäste perfekt war. Die Betrachtung der Fotos war aus organisatorischen Gründen leider nur am Bildschirm möglich. Für künftige Besuchergruppen und bei rechtzeitiger Anmeldung steht ein Beamer im Medienraum des Preußen-Museums zur Verfügung. Die Kreisgemeinschaft Landkreis Königsberg lädt hiermit weitere Besuchergruppen zur Besichtigung unseres Heimatmuseums und zur Schau der genannten Fotos ein.



LÖTZEN

Kreisvertreter: Erhard Kawlath, Dorfstraße 48, 24536 Neumünster, Telefon (0 43 21) 52 90 27

Weidicker Dorftreffen – Weidicken war ein kleines Dorf im Kreis Lötzen. Es wurde 1415 gegründet, 1488 erscheint Weidicken unter dem Namen „Waidikamm“. 1945 hatte der Ort 272 Einwohner. In diesem Jahr trafen sich die ehemaligen Dorfbewohner in Davensberg. Es war ein Jubiläum – das 20. Treffen –, zu dem der Vorsitzende Siegfried Spließ 106 Landsleute (groß und klein, alt und jung) begrüßen konnte.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 21

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

Waltraud Rüter und ihr Ehemann waren die ältesten Teilnehmer und wurden mit Blumen und einer Flasche bedacht. Die älteste Teilnehmerin, Gertrud Gauda, kam erst nach der offiziellen Begrüßung und wurde nachträglich mit Blumen geehrt. Besonders freute sich Lm. Spließ, daß auch das Ehepaar Kawlath erschienen war. Frau Kawlath erhielt ebenfalls Blumen und der Kreisvertreter eine Flasche Rotwein. Nach der Totenehrung überbrachte Erhard Kawlath die Grüße der Kreisgemeinschaft und überreichte Lm. Spließ ein kleines Gastgeschenk. Er freute sich über den guten Besuch. Nur die Wiedicker und die Steintaler haben so großen Zuspruch bei ihren Treffen. Lm. Kawlath sprach die Bitte aus, daß die Landsleute das Haupttreffen in Neumünster nicht vergessen sollten. Es hat nach außen eine größere Wirkung und auch nach 80 Jahren Vertreibung ist der Zusammenhalt so wichtig. Kreisvertreter Kawlath wünschte der Veranstaltung einen guten Verlauf und noch viele gemütliche Zusammenkünfte alle zwei Jahre. Dann überreichten der Stellvertreter Johann Waschulewski und Lm. Manfred Tyminski an Lm. Spließ einen silbernen Teller mit Gravur, und für Frau Spließ gab es einen Blumenstrauß. Sie bedankten sich im Namen der Anwesenden für die enorme Arbeit und das Engagement von Siegfried Spließ, der nun schon das 10. Treffen organisierte. Nur durch ihn ist der Zusammenhalt so groß. Er hatte einen Bericht „Erinnerungen an Weidicken" zusammengestellt, der mit etwas Heimaterde jedem Anwesenden überreicht wurde. Das Erstaunliche bei den Weidickern ist, daß sehr viele erst sehr spät ihre Heimat verlassen haben. Sie lebten viele Jahre, oft unter großer Not, in der Heimat. Der ehemalige Großbauer Bytzek hat seine Heimat erst 1974 verlassen. 1973 hatte das Ehepaar Kawlath noch ein großes Fest bei der Familie zusammen mit Deutschen, die nach vielen Jahren ihre Heimat wieder besuchten, gefeiert. Auf die Frage, warum er seinen großen gut geführten Hof aufgegeben hat, antwortete Lm. Bytzek: „Meine Kinder sollten deutsche Schulen besuchen und in Deutschland aufwachsen und nicht unter der Gewaltbevormundung der Polen." Dies war auch der Grund, warum alle Weidicker ihre schöne Heimat verließen, und darum besteht auch dieser große Zusammenhalt der Dorfgemeinschaft.



LYCK

Kreisvertreter: Gerd Bandilla, Agnes-Miegel-Straße 6, 50374 Erftstadt-Friesheim. Stellvertreter und Karteiwart: Siegmar Czerwinski, Telefon (0 22 25) 51 80, Quittenstraße 2, 53340 Meckenheim. Kreisältester: Alfred Masuhr, Reinickendorfer Straße 43a, 22149 Hamburg

Gerhard Martzian verstorben – Am 24. Mai verstarb Gerhard Martzian. Er war von 1980 bis 1992 Bezirksvertreter von Grabnick. Von 1978 bis kurz vor seinem Tode auch Ortsvertreter seines Heimatortes Neumalken. Am 25. August 1990 wurde ihm das Silberne Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen verliehen. Die Kreisgemeinschaft Lyck wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Goldene Hochzeit Olechnowicz – Am 9. Juni feierten Albert und Edith Olechnowicz geb. Romoth das Fest ihrer Goldenen Hochzeit. Edith Olechnowicz war vom 19. April 1999 bis zum 27. Oktober 2002 Vorsitzender des Vereins der Deutschen in Lyck. Die Anschrift der Familie Olechnowicz lautet: ul. Mickiewicza 21 / 13, 19-300 Elk, Polen. Die Kreisgemeinschaft hat dem Jubelpaar gratuliert.



ORTELSBURG

Kreisvertreter: Edelfried Baginski, Tel. (02 09) 7 20 07, Schweidnitzer Straße 21, 45891 Gelsenkirchen. Geschäftsführer: Manfred Katzmarzik, Tel. (02 31) 37 37 77, Am Kirchenfeld 22, 44357 Dortmund

Bericht vom Kobulter Treffen – Wie geplant trafen wir uns im Saal Crange des Kulturzentrums in Herne. Es waren 45 Personen aus verschiedenen Ortschaften gekommen, die Mehrzahl aus Kobulten. Unser Kreisvertreter, Edelfried Baginski, und Renate Antoniewski waren ebenfalls anwesend. Willi Becker hatte die von

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 22

Nachruf auf Horst Schulz

Sein Lebenswerk ist von unschätzbarem Wert

Im Alter von 89 Jahren starb Horst Schulz am 25. Mai 2007 in Köln. Er hinterläßt seiner Heimat Ostpreußen ein Lebenswerk von unschätzbarem Wert. In jahrzehntelanger Arbeit stellte er die geschichtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Informationen aus dem Gebiet des Kreises Preußisch Eylau zusammen und publizierte sie in einer Reihe von Büchern und vielen Schriften. Daneben entwickelte er, von 1967 an, das „Preußisch Eylauer Kreisblatt" zu dem zentralen, die Kreisgemeinschaft verbindenden Medium, das in ansprechender Weise Aktuelles und Historisches wiedergibt.

In Horst Schulz trafen sich Heimatliebe mit Heimattreue, historischer Wissensdrang mit schriftstellerischer Begabung, Fleiß und zähe Beharrlichkeit mit einer Sicht für das Wesentliche zu einer Mischung fruchtbarer Eigenschaften, aus der heraus eine für Außenstehende bald nicht mehr zu überschauende Sammlung von Daten, Dorfchroniken, Sagen erwuchs; neben seiner papierenen Sammlung war er selbst das wandelnde Archiv des Kreises Preußisch Eylau. Aber dabei blieb es nicht. Er veröffentlichte schon in den 70er Jahren eine dreibändige historische Arbeit „Der Natanger Kreis Preußisch-Eylau", für die er mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde. In den 80er Jahren folgten die wertvollen Nachschlagewerke: „Der Kreis Preußisch Eylau – Geschichte und Dokumentation eines ostpreußischen Landkreises" (für diese Zusammenstellung aller grundlegenden Informationen über den Kreis erhielt er das Goldene Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen); „Die Städte und Gemeinden des Kreises Preußisch Eylau" (der nachgerückten Generation unentbehrlich für die Zuordnung von Orten und Personen) und der Bildband „In Natangen" (der Kreis in 1470 Fotos). 1992 folgten die „Sagen und Schwänke aus Natangen", 1996 „Der Kreis Preußisch Eylau in alten Ansichtskarten" und schließlich 1998 die Stadtgeschichte von Pr. Eylau mit vielen Einzelberichten (520 S.). Diese Auflistung enthält nur die wichtigsten seiner Werke.

Besaß tiefgründigen Humor

Horst Schulz wurde am 11. Februar 1918 auf dem väterlichen Bauernhof in Topprienen bei Pr. Eylau geboren und wuchs dort auf. Er sollte den Hof übernehmen, aber unser aller Schicksal wollte es anders. Nach Entlassung aus der Gefangenschaft fand er bald eine Beschäftigung bei der Universitätsbibliothek Köln. Hier, in günstiger Arbeitsumgebung für heimatkundliches Wirken, sollte er bis zum Rentenalter verbleiben. Er wurde als Autodidakt zu einem Historiker, der bei aller Liebe zum Detail immer auch den geschichtlichen Zusammenhang sah und stets auch streng quellenkritisch vorging. Er folgte keinem „Zeitgeist", weder dem alten noch einem der neuen, sondern stellte immer wieder neu die Frage, wie es denn wirklich gewesen sei. Schulz hatte durchaus persönliche Interessengebiete. So kam er häufig auf die ursprüngliche Bauernfreiheit, ihren Verlust und ihre Wiedererlangung zurück. Die Sagen, Schwänke und Anekdoten liebte er besonders. Man erkennt dies an der Art, wie er sie darstellte; und man erkennt daran auch, daß er einen tiefgründigen Humor besaß.

Schulz bekannte sich selbstverständlich zur Landsmannschaft als der Organisation der Ostpreußen. Wir sehen ihn noch auf den Kreistreffen in Verden an den einzelnen Dorf-Tischen im Gespräch sitzen und unentwegt Notizen machen. Oder auf den Vorstandssitzungen, wenn er den Inhalt seines nächsten Kreisblatts vortrug und säumige Mitstreiter drängte, die zugesagten Beiträge abzuliefern. Er arbeitete hart, terminorientiert und verlangte dies mit Recht auch von anderen.

Horst Schulz, der auf dem Kölner Friedhof Melaten neben seiner Frau beigesetzt wurde, hinterläßt zwei Kinder mit Familien und einen Enkel. Außerdem hinterläßt er eine trauernde und doch dankbare Kreisgemeinschaft, die sich ihres Verlustes erst allmählich bewußt werden wird. *Martin Lehmann*

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Landesgruppe – Die Landsleute trafen sich in der Heimatstube um den Frühling in ganz besonderer Weise typisch ostpreußisch zu begrüßen. Es ist immer wieder erstaunlich, wie viele Landsleute zueinander finden, und man rückt einfach zusammen, um beieinander zu sein. Die Kulturbeauftragte Hannelore Kedzierski eröffnete die Veranstaltung mit einem lustigen Frühlingsgedicht aus Ostpreußen und auf das herzlichste. Nach einem Lied übernahm das Ehepaar Elli und Kurt Springwald den weiteren Verlauf der Veranstaltung. Sie sind stets dazu bereit, den Landsleuten durch ihr vielseitiges Programm in typisch ostpreußischem Dialekt Freude zu bereiten. Sehr heimatverbunden vermittelten sie auf angenehme Weise viel Wissenswertes über die Heimat. Gemeinsam wurde so manches schönes Heimatlied gesungen. Sie wurden dabei musikalisch unterstützt von Kurt Springwald auf dem Schifferklavier. Viele lustige und besinnliche Vorträge von Familie Springwald erfreuten die Teilnehmer. Dafür wurde Beiden ganz herzlich gedankt. Ein besonderer Dank gilt auch Familie Manfred und Irmgard Gläser, die der Gruppe bei allen Vorbereitungen treu zur Seite stehen. Ein Lm. aus Gumbinnen, Herr Riedel und seine Tochter konnten zum erste Mal begrüßt werden. Lm. Riedel hatte durch das zufällige Lesen der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* den Weg zur Gruppe gefunden. Nach dem Kulturprogramm wurden alle zum Mittagessen eingeladen, es gab Königsberger Klopse, zubereitet von Frau Kedierski. Die Bedienung der Gäste übernahm wie immer Ingrid Kühnappel, die Gattin des Landesvorsitzenden. Es wurde viel plachandert, und alle freuen sich schon auf ein Wiedersehen.

Dresden – Mittwoch, 27. Juni, 17 Uhr, Treffen der Gruppe in der BdV-Begegnungsstätte, Borsbergstraße 3, 01309 Dresden. Es soll ein schöner Grillnachmittag werden.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 27. Juni, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Bestehornhaus".

Magdeburg – Donnerstag, 26. Juni, 13.30 Uhr, Treffen der Handarbeitsgruppe Stickerchen in der Immermannstraße 19.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Mölln – Mittwoch, 27. Juni, 17 Uhr, Treffen der Gruppe im „Quellenhof". Luise Wolfram, die Gattin des ehemaligen Königsberger Propstes, wird einen Vortrag über die Lage im Königsberger Gebiet halten. Verbunden mit dieser Veranstaltung wird das traditionelle Matjesessen.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

mir (Herbert John) aufgenommenen Fotos der letzten Reise im Jahre 2006 nach Kobulten und Ortelsburg sehr schön vergrößert und zur Besichtigung an die Wand gehängt. Zu meiner großen Freude war auch die ehemalige Vertreterin des Kirchspiel Kobulten, Erika Herrendörfer, mit Tochter Gisela Schellhase angereist. Wir haben uns diesmal eine Lautsprecheranlage geleistet, damit auch alle verstehen konnten, was in den Ansprachen gesprochen wurde. Nach der Begrüßung haben wir der Toten gedacht, danach hat der Kreisvertreter eine kurze Ansprache gehalten. Renate Antoniewski berichtete über die nicht zustande gekommene Reise und kündigte die nächste Reise für 2008 an. Ich habe anschließend im wesentlichen über den Kreistag berichtet und die Wichtigkeit des „Heimatboten“ als Informationsquelle herausgestrichen, der nur durch Hilfe von außen finanziert werden kann. Außerdem habe ich auch einiges zum Film „Die Flucht“ gesagt und über die Stellungnahme von Erika Steinbach zur Rede der deutschen Bundeskanzlerin in der Warschauer Universität. Zum Abschluß habe ich anhand der aufgenommenen Bilder über meine Reise mit dem Fahrrad berichtet, die ich zusammen mit meinem jüngsten Sohn von Sorquitten über Moithienen und Kobulten unternommen habe. Ich glaube, daß es ein gelungenes Treffen war, jedenfalls war die Resonanz entsprechend. Nach dem Mittagessen wurde ein Gruppenfoto aufgenommen. Bei Kaffee und Kuchen klang der Nachmittag aus.

Treffen Altkirchen, Klein Jerutten und Rheinswein / Wildenau – Die Kirchspieltreffen Altkirchen, Klein Jerutten und das Treffen des Landbezirks 3 (Wildenau / Rheinswein) fand zum ersten Mal gemeinsam im Kulturzentrum Herne statt. Da durch Alter, Krankheit und das Aussterben der Erlebnisgeneration die Teilnehmerzahlen rückläufig sind, haben sich die Veranstalterinnen Frau Stobinski, Frau Kilimann und Frau Wronowski entschlossen, in Zukunft die heimatliche Verbundenheit bei den künftigen Treffen gemeinsam zu begehen. Im gut besuchten Saal des Kulturzentrums eröffnete um 11.30 Uhr Frau Stobinski mit den Begrüßungsworten die Feierstunde. Christel Sender übernahm die Totenehrung und las die Namen aller verstorbenen Landsleute vor, die seit dem letzten Treffen nicht mehr unter uns weilen. Besonders würdigte sie Charlotte Domsalla, die am 13. Februar 2007 im Alter von 91 Jahren verstarb. Charlotte Domsalla richtete trotz ihres hohen Alters noch bis 2005 das Kirchspieltreffen Altkirchen aus. Ihre Landsleute werden sie weiterhin in guter Erinnerung behalten. Nach der Totenehrung las Frau Sender die Grußworte vom Kreisvertreter Edelfried Baginski vor, der bei diesem Treffen leider nicht anwesend war. Auch unsere Vertreterin des Landbezirks Rheinswein / Wildenau wurde mit einem Blumenstrauß feierlich verabschiedet. Aus Altersgründen hat sie in diesem Jahr das letzte Mal die Organisation für ihren Landbezirk übernommen. Ihr Nachfolger ist Lm. Rogalla. Beim anschließenden geselligen Beisammensein wurde viel über unsere Heimat gesprochen. Da viele Landsleute mittlerweile ihre Heimat bereisen, wurden auch die Bilder von den Reisen, aber auch von früher gezeigt und immer wieder festgestellt, wie schön Masuren ist. Deshalb sollten wir auch diese Erinnerungen und neuen Eindrücke an unsere Nachkommen weiterzugeben.

Wasser- und Feuerfreuden

Wenn jugendlicher Überschwang Feuer und Flamme für seine Umwelt ist

Von Fritz Kudnig

Es wird jedem vernünftigen Menschen einleuchten, daß es für mich ein gewaltige Freude war, als ich eines Tages die lange ersehnten Stulpenstiefel geschenkt bekam, die immerhin ein kleines Spiegelbild von Vaters immer glänzend gewichsten Kürassierstiefeln darstellten. Dem Vater aber bereitete es durchaus kein Vergnügen, als ich meine Prachtstiefel bald darauf böse versaut heimbrachte, nachdem ich versucht hatte, die Tiefe eines Baches damit auszuloten. Der Bach war wesentlich höher als meine Stiefel gewesen und hatte diese überflutet und bis obenhin mit Wasser gefüllt.

Die nassen Stiefel wurden bestraft

Daß mein von den letzten Prügeln immer noch blau geflecktes Hinterteil plötzlich eine ansehnliche Anzahl neuer Flecken ansetzte, lockte meinem Mutterchen ungezählte Mitleidstränen ab, die meinen Vater aber nicht ebenfalls zum Weinen verführten.

Wie ich immer schon für Wasser geschwärmt hatte, gleich, wo es für mich zu finden war, so schwärmte ich auch für das feurige Element. Der von meiner lieben Mutter hundertmal hergesagte Spruch: „Messer, Gabel, Schere, Licht – nehmen artige Kinder nicht!“ gilt ja, wie der Text einwandfrei beweist, nur für artige Kinder. Von solchen hatte ich damals noch keine rechte Vorstellung. Ich nahm ja auch gar kein Licht, wenn ich bei günstiger Gelegenheit mit einem langen hölzernen Kochlöffel, mit Großvaters schönem Spazierstock oder mit einem anderem, dazu besonders geeigneten Möbelstück im Ofenfeuer herumstocherte!

Doch einmal wurde diese für mich so herzerfreuende Stocherei im wahrsten Sinne des Wortes brenzlig. Auch meine Schwester Grete war von der gleichen Leidenschaft für Feuer besessen wie ich. Leider hatte sie wesentlich längere Haare als ich. Und da sie in der Entfernungsschätzung nicht so sicher war, wie es uralte Pfadfinder und Soldaten zu sein pflegen, hatte sie, während sie mir bei meinem Feuerwerk neugierig über die Schulter guckte, die Entfernung zwischen sich und dem prasselnden Ofenfeuer offenbar unterschätzt. Denn plötzlich stand ihr Kopf in hellen Flammen! Das war selbst für mich, der ich schon viel Erregendes erlebt hatte, ein so furchtbarer Anblick, daß ich wie ein Wüstenlöwe zu brüllen begann.

Glücklicherweise war meine Mutter in der Nähe. Sie wickelte meine brennende Schwester blitzschnell in eine Wolldecke und rollte sie auf der Erde hin und her. So gelang es, die Feuersbrunst zu löschen, bevor meine Schwester vollständig eingeäschert war. Diese sah nach jenem Vorfall wie ein Strauchdieb aus; zum mindesten wie ein Strauchbesen. Sie bildete unerschöpflichen Gesprächsstoff für die gesamte Nachbarschaft, für die unerwachsene aber ein Schaustück ersten Ranges. Daß ich – der Fabrikant dieser Sehenswürdigkeit – für meine Tätigkeit von der Tatkraft meines Vaters wieder einen sehr handgreiflichen Beweis erhielt, fand ich diesmal ganz in Ordnung.

»Messer, Gabel, Schere, Licht – nehmen artige Kinder nicht!«

Das fand ich bei folgender Gelegenheit durchaus nicht. Eines Tages war meine Base Anna aus Tiegenhof zu Besuch gekommen. Sie brachte wie immer, wenn sie aus diesem weit berühmten Geburtsort des Machandelschnapses kam, eine ganze Literflasche dieses kostbaren Getränkes als Gastgeschenk mit. Ich selber hatte für dieses Getränk unglücklicherweise noch kein Verständnis, also auch keine Verwendung. Um so eifriger war mein Vater in den kommenden Tagen mit der sachgemäßen Verwertung dieser zauberhaften Flüssigkeit beschäftigt. Das hatte für mich die erfreuliche Rückwirkung, daß er dann stets in rosigster Laune war. Sein Schnurrbartbarometer, Muster Kaiser Wilhelm II., stand ständig auf Schön. Selbst meine tollsten Streiche übersah er in seiner Rosenstimmung in wahrhaft fürstlicher Großmut; mit einer Ausnahme, und das war diese: Meine Base Anna war ein wirklich fesches Mädchen. Das stach mir damals aber noch nicht so sehr in die Augen wie die lange Brennschere, mit der sie ihres Hauptes schimmernde Schönheit an jedem Morgen herstellte.

Als sie eines Tages mit ihrem wundervollen Lockenschopfe siegesbewußt in die Stadt gerauscht war, benutzte ich die günstige Gelegenheit, auch meine Schwester Grete einmal so schön zu machen, wie Base Anna es immer war. Ich zündete, fachkundig, zunächst den Spirituskocher an, auf dem die Brennschere zum Gebrauch erwärmt werden mußte. Dann begann ich das Haupt meiner Schwester zu bearbeiten.

Leider hatte ich übersehen, daß meine Base die Brennschere immer nur bis zu einem gewissen Grade erwärmte. Ich hatte sie überhitzt. Und als ich nun mit dem dunkelrot glühenden Eisen im Haar meiner Schwester herumfuhrwerkte, entstanden dort seltsamerweise keine Locken, wie bei meiner schönen Base Anna; da entstand ein Gestank, der noch fürchterlicher war als der, der entstanden war, als ich früher einmal meine nassen Stiefel zum Trocknen auf den heißen Herd gestellt hatte, wo sie nahezu verkohlten.

Ungerechtigkeit ist der Lohn der Welt

Der auffallende Geruch brachte mich bei meiner Brennscherarbeit plötzlich auf den Gedanken, daß ich die Sache wohl nicht ganz richtig gemacht haben müßte. – Dies fand auch sofort mein jählings wie aus dem Boden gewachsener Vater heraus. Aber die Tracht Prügel, die ich dann bezog, erschien mir schon aus dem Grunde unangebracht reichlich, weil ich meiner Schwester doch nur den halben Kopf abgesengt hatte. Die rechte Seite ihres mächtigen Haarschopfes stand nach wie vor in voller Blüte.

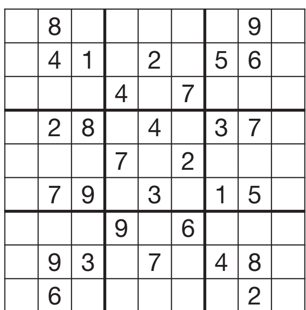
Kopfschmuck – Pferdesportlerin – Gewichte heben – schriftliches Gesuch um Hilfe – Bratrost – schöpferisch gestalten – Überstürzung, Eile – Stadtteil von London – Hafenstadt in Marokko – Zerstörung durch Explosion – Antrieb, Verlockung – Öl-, Faserpflanze – Strom in Ostasien – Krankheitskeim
starrköpfig, aufsässig – sprunghafter Mensch, Wirrkopf – Versicherungsbeitrag
Kastenmöbel – hoffen, warten auf – nur wenig – separat, für sich allein
Ruhemöbelstück – Gesamtheit d. Beweggründe – Fanatiker
Zeitalter – Streit; Privatkrieg – Kopfbedeckung – heil, ungeteilt – saloppe Umgangssprache; Jargon – Behördenstelle
sehr nahe und vertraut – englischer Adelstitel – altröm. Liebesgöttin; Planet – Bruder des Moses – Jazzstil
Heilmittel, Medizin – Stadt an der Weißen Elster – Stadt in der Schweiz – Stoß- und Wurfwaffe
Niederschlag – Gewähr bieten, haften – Flachland – Starter in Fahrzeugen
Gewürz-, Heilpflanze – Liegeplatz für Schiffe – Konsument von Nahrung – Kerzenfaden – ostafrikanischer Staat – Sohn des Agamemnon
männlicher Hund – Feinschmecker – Geschenk, Almosen – Seevogeldünger
ausreichend – offizieller Vertreter eines Staates – verehrtes Vorbild
Wurfseil, Wurfschlinge – ausführliche Erläuterung – bereits – Ärger, Wut – Laubbaum
mehrflügeliger Eingang – Kassenzettel; Gutschein – schnell, blitzartig
stehendes Binnengewässer – Himmelsfärbung spät am Tag
Ausflug, Reise – ägyptische Göttin – getrocknete Weinbeere – Dunst über Großstädten – unverfälscht – Fluss zur Elbe
Dienstkleidung – Anhänglichkeit, Loyalität – griechischer Buchstabe – Lehre vom folgerichtigen Denken – deutsches Mittelgebirge
langhaariger Rassehund – Roman von Zola
Hohn, Schadenfreude – Raubfisch – Augendeckel – hohes Ansehen – Göttervater der altnord. Sage
Backmasse – Abkürzung für Firma
Vertretung, Ersatzkraft – scherzhaft: Ahnung – auf der Violine spielen
Kettenring – ital. Mittelmeerinsel – russische Halbinsel

Sudoku

	8						9	
	4	1		2		5	6	
			4		7			
	2	8		4		3	7	
			7		2			
	7	9		3		1	5	
			9		6			
	9	3		7		4	8	
	6						2	

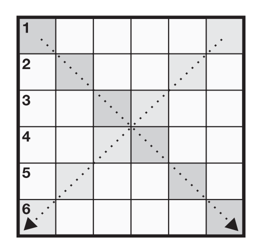
Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält. Es gibt nur eine richtige Lösung!

Diagonalrätsel



Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Musikinstrumente.

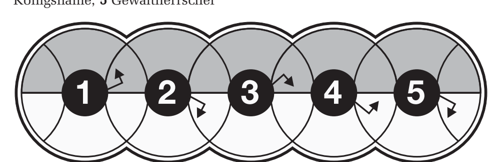
1 erforderliche Menge,
2 Aufständischer,
3 Kurort im Kanton Tessin,
4 Lake, Salzlösung,
5 aufgeschichteter Haufen,
6 Hauptstadt Armeniens



Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte ein anderes Wort für Unterhändler.

1 Klangfarbe der Stimme, 2 Korbblütler, 3 Schuhband, 4 ägyptischer Königsname, 5 Gewaltherrscher



So ist's richtig:

S S B S S S H A
TROTZIG CHAOT PRAEMIE
LIEGE TRUHE HARREN U R
RI MOTIVATION EIFERER
INTIM BL FZ GANZ T IE
BE EARL FEHDE G SWING
ARZNEI VE AARAU LANZE
ANIS REGEN U ANLASSER
DN HAFEN BUERGEN TL
RUEDE BO GUANO
LASSO GENUG GN R
SCHON AKAZIE
DREHTUER BON DS
FAHRT R ABENDROT
R SMOG SAALE
LIVREE EE U P S
GESPOETT COLLIE
GI S RUHM ODIN
AUSHILFE TEIG FA
N ANIMUS GEIGEN
GLIED ELBA KOLA

Diagonalrätsel: 1. Bedarf, 2. Rebell, 3. Ascona, 4. Poekel, 5. Stapel, 6. Eriwan – Becken, Floete

Kreiskette: 1. Timbre, 2. Klette, 3. Senkel, 4. Ramses, 5. Tyrann – Mittelsmann

Sudoku:

7	8	6	5	1	3	2	9	4
3	4	1	8	2	9	5	6	7
9	5	2	4	6	7	8	1	3
6	2	8	1	4	5	3	7	9
1	3	5	7	9	2	6	4	8
4	7	9	6	3	8	1	5	2
2	1	4	9	8	6	7	3	5
5	9	3	2	7	1	4	8	6
8	6	7	3	5	4	9	2	1

W. von Braun



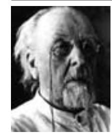
Am 23. März 1912 wurde Wernher Magnus Maximilian Freiherr von Braun im damals deutschen, heute polnischen Wirsitz (Posen) geboren. Nach dem Ersten Weltkrieg verschlug es die Familie nach Schlesien, später nach Berlin. Schon als Schüler begeisterte er sich für Astronomie sowie für Raumfahrt-Utopien. Wie kein anderer hat er die Entwicklung weltraumtauglicher Raketen geprägt. Nach seinem größten Erfolg, dem US-Mondlandeprogramm Apollo, verließ er 1972 die NASA und wurde Vizepräsident des Luft- und Raumfahrtkonzerns Fairchild. Am 16. Juni 1977 starb er in den USA.

Hermann Oberth



Am 25. Juni 1894 wurde Hermann Oberth im siebenbürgischen Hermannstadt als Sohn des Arztes Dr. Julius Oberth geboren. Schon als Schüler begeisterte er sich für die futuristischen Schriften des Franzosen Jules Verne, kam aber bald dahinter, daß die dort beschriebene „Reise zum Mond“ so technisch nicht machbar sei, und begann, sich mit den Konstruktionsbedingungen von Raketen zu beschäftigen. Nach dem Abitur im Jahre 1912 (dem Geburtsjahr Wernher von Brauns) schickte der Vater ihn zum Medizinstudium nach München. Den Ersten Weltkrieg erlebte er als Sanitätsfeldwebel; danach setze er das Studium in Budapest fort. 1919 wechselte er zur Physik, besuchte die Universitäten Klausenburg, München, Göttingen und Heidelberg, reichte eine Dissertation zum Thema Raumfahrt ein, die aber abgelehnt wurde, und erlangte schließlich ein Diplom als Gymnasiallehrer. Bis 1938 lehrte er in seiner Heimat Siebenbürgen, zeitweilig auch in Berlin, wo ihm Wernher von Braun erstmals begegnete. Seine Bücher „Die Rakete zu den Planetenräumen“ (1923) und „Wege zur Raumschiffahrt“ (1929) gelten als die theoretische Grundlage der Raketentechnik und Weltraumfahrt schlechthin. Öffentliche Anerkennung fand er erst 1938 in Form eines Lehrauftrags an der Technischen Universität Wien. An der Entwicklung der V 2 war er am Rande beteiligt. Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete der Raketenexperte in der Schweiz, Italien und den USA. In Deutschland wurden seine technologischen Leistungen weniger intensiv wahrgenommen als seine kurzzeitige Mitgliedschaft in der NPD. Am 28. Dezember 1989 starb Oberth in Nürnberg.

K. Ziolkowski



Am 17. September 1857 kam Konstantin Eduardowitsch Ziolkowski im russischen Ischeskoje zur Welt. Krankheitsbedingt wurde er zum Autodidakten, dies aber höchst erfolgreich. Er studierte Physik, Astronomie und Mathematik. Heute gilt er als derjenige, der den Übergang von der romanhaften Science-Fiction à la Jules Verne zur seriösen Wissenschaft markiert. Seine insgesamt 35 Publikationen enthalten erstmals die mathematischen Grundlagen des Raketenbaus, aber auch Entwürfe von Raumstationen und -anzügen. Raumfahrtpioniere wie Oberth und von Braun, der Amerikaner Goddard oder der Russe Koroljow stützten sich auf seine Arbeiten. Ziolkowski starb am 19. September 1935 in Kaluga.

Unser »Mann im Mond«

Zum 30. Todestag des Raumfahrtpioniers Wernher von Braun



Hoch hinaus: Wernher von Braun (l) erklärt dem amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy (r) Trägerraketen. Foto: pa

Von H.-J. Mahlitz

Montag, 21. Juli 1969, 2.56 Uhr UTC („koordinierte Weltzeit“, in Deutschland eine Stunde später): Fast 400 000 Kilometer weit weg, im „Meer der Ruhe“, wird es unruhig. Der Amerikaner Neil Armstrong betritt den Mond und verkündet Millionen daheim gebliebenen Erdenbewohnern, dies sei zwar „ein großer Sprung für die Menschheit“, für einen einzelnen Menschen jedoch nur „ein kleiner Schritt“. Zumindest ein einzelner Mensch dürfte das völlig anders gesehen haben: Für ihn war es der große, entscheidende Schritt zur Erfüllung seines Lebenstraums.

Begonnen hatte sein Traum vier Jahrzehnte zuvor. Der damals 17jährige hochbegabte Schüler Wernher von Braun durfte dem Gymnasiallehrer Hermann Oberth in Berlin-Plötzensee beim Experimentieren mit merkwürdigen Gerätschaften zur Hand gehen. Oberth hatte diese Flugkörper als Raketen bezeichnet und ihnen in einem 1923 erschienenen visionären Buch die Fähigkeit zugeschrieben, „zu den Planetenräumen“ zu fliegen. Dies, Oberths zweites Buch („Wege zur Raumschiffahrt“) sowie der Film „Frau im Mond“ von Meisterregisseur Fritz Lang hatten den jungen von Braun dermaßen fasziniert, daß es fortan für ihn nur noch ein Ziel gab: Die Schwerkraft der Erde zu überwinden und der Mernschheit die schier endlosen Weiten des Weltalls zu erschließen.

Höchst zielstrebig ging Wernher von Braun zu Werke. Noch vor dem 18. Geburtstag legte er 1929 die Abiturprüfung ab, als 20jähriger schloß er seine Studien in Berlin und Zürich mit der Diplomarbeit ab und durfte sich stolz Ingenieur für Mechanik nennen. Als Zivilangestellter trat er in die Dienste des Heereswaffenamtes ein, da er dort die beste Möglichkeit sah, seine Theorien in die Praxis umzusetzen.

Daß gerade diese harmonische Einheit von Theorie und Praxis seine außerordentliche Stärke ausmachte und somit der Schlüssel auch zu seinen späteren Erfolgen war, dokumentierte von Braun im Jahre 1934 auf seine Weise. Mit einer Arbeit über „konstruktive, theoretische und experimentelle Beiträge zu dem Problem der Flüssigkeitsrakete“ promovierte er in Berlin; den frisch erworbenen Doktorhut feierte er auf der Nordseeinsel Borkum mit dem Abschuß einer selbstkonstruierten Flüssigkeitsrakete (Aggregat 2) auf die stolze Höhe von 2200 Meter.

Damit war auch sein eigener Höhenflug vorgezeichnet. 1937 wurde der gerade mal 25jährige Dr. phil. Technischer Direktor der Heeresversuchsanstalt Peenemünde auf der Ostseeinsel Usedom; diesen Posten hatte er bis Kriegsende inne. Trotz seiner über jeden Zweifel erhabenen wissenschaftlichen und technischen Leistungen forderte die Karriere ihren – in Diktaturen üblichen – Preis: Von Braun trat 1937 der NSDAP und 1940 der SS bei, ohne sich aber jemals durch besonderen Eifer im Sinne des Systems hervorzutun. Im Gegenteil, Himmlers Gestapo schien ausgerechnet der Konstrukteur der sogenannten Vergeltungswaffe (V 2) der Wehrkraftzersetzung verdächtig, so daß von Braun sich 1944 für kurze Zeit hinter Gittern fand.

Natürlich wäre es vermessen, den Raketenpionier darum nachträglich zu einer Art Widerstandskämpfer hochzustilisieren. Er war wohl eher ein unpolitischer Mensch, der auch das Wissen um manch dunkle Seite des Regimes, in dessen Diensten er sich stellte, dem einen großen Ziel unterzuordnen verstand – dem Flug in den Weltraum. Ihm war klar, daß diesem Ziel im Rahmen ziviler Forschung und Entwicklung nicht näherzukommen war, daß nur das Militär die erforderlichen finanziellen und logistischen Mittel zur Verfügung zu stellen bereit und in der Lage war.

Also tat er, was von ihm verlangt wurde, um auch das tun zu können, wovon er eigentlich träumte. Er baute der Wehrmacht das sogenannte Aggregat 4 (A 4), eine Großrakete mit Flüssigtreibstoff-Antrieb und mit einem Kreiselsystem, das die Stabilisierung der Flugbahn sowie die Korrektur von Abweichungen ermöglichte.

Vom Wehrmacht-Angestellten zum »Time Magazin«-Titelhelden

Das Projektil erreichte im luftleeren Raum siebenfache Schallgeschwindigkeit. 1942 wurde erstmals eine Flughöhe von über 80 Kilometer bewältigt, die letzten Geschosse vor dem Kriegsende brachten es auf 200 Kilometer.

Von Braun verstand es glänzend, seine Ideen auch Politikern und Militärs plausibel zu machen. Dies hatte er zum Beispiel den deutschen Atomphysikern um Werner Heisenberg in Berlin voraus, die sich weitaus schwerer taten, jenseits ihrer engen Forscherzirkel Gehör zu finden, und dem Konkurrenten im fernen Peenemünde seine Erfolge beim Akquirieren staatlicher Forschungsgelder, Material- und Personalzuweisungen neideten. Daß sie sich ganz bewußt zurückgehalten hätten, um so das Hitlerregime zu hindern, von Brauns Raketen mit nuklearen Sprengköpfen zu bestücken – dies dürfte wohl eher in den Bereich nachträglicher „antifaschistischer“ Legendenbildung gehören.

Wernher von Braun jedenfalls war weder Täter noch NS-Gegner, sondern unpolitischer Mitläufer; wer selber nie unter einem totalitären Regime überleben mußte, hüte sich vor voreiligen moralischen Urteilen.

Sich der reichlich sprudelnden Geldquellen des Militärs zu bedienen, um einem sonst unerreichbaren wissenschaftlich-technologischen Lebensziel näherzukommen, dieser Devise blieb der Peenemünder Raketenbauer auch nach der deutschen Niederlage (die seine Geschosse nicht verhindern konnten) treu. Vor der heranrückenden Roten Armee setzte er sich erst in die Mitte, dann in den Süden des Reichs ab und begab sich am 2. Mai gemeinsam mit seinen engsten Mitarbeitern in amerikanische Gefangenschaft. Die US-Armee traf der Fang keineswegs plötzlich und unerwartet. Im Rahmen der gründlich vorbereiteten „Operation Overcast“ verschifften sie innerhalb weniger Monate gut 100 deutsche Raketenspezialisten mitsamt ihren wertvollen Arbeitspapieren über den Atlantik.

Nach Aktivitäten in nationalsozialistischen Organisationen wurde bei weitem nicht so genau gefragt wie beim zu entnazifizierenden Durchschnittsdeutschen. Die Anglo-Amerikaner verziehen von Braun und seinen Mannen sogar, was die von ihnen gebauten Raketen angerichtet hatten.

Von dem 14 Meter hohen Aggregat 4, das Göbbels Propagandaspezialisten in Vergeltungswaffe 2 (V2) umgetauft hatten, wurden insgesamt fast 6000 Stück gebaut, großenteils im unterirdischen sogenannten Dora-Mittelbau nahe dem thüringischen Nordhausen. Ab September 1944 kamen rund 3200 Raketen zum Einsatz, zumeist von mobilen Abschußrampen aus. Sie waren mit einer Tonne Sprengstoff bestückt und zielten vor allem auf London (1358) und Antwerpen (1610). Nach alliierten Angaben fielen ihnen etwa 8000 Menschen zum Opfer. Hier sei ein Vergleich erlaubt: Die Sprengkraft aller V2 lag unter der einer einzigen angloamerikanischen Bomberflotte, und die Zahl der Zivilopfer der alliierten Luftangriffe auf deutsche Städte ging in den siebenstelligen Bereich. All das interessierte die Siegermächte im Jahre 1945 überhaupt nicht. Sie wollten ins All, wo sie sich eine Stärkung ihrer politischen und militärischen Macht erhofften. Und dazu bedienten sie sich der deutschen Raketenspezialisten, wie das vor ihnen Hitlers Nationalsozialisten getan hatten.

Die Sowjets schossen 1947 unter dem Tarnnamen R-1 einen Nachbau der V 2 ins All, die Amerikaner blieben gleich beim Original und experimentierten ab 1946 mit erbeuteten deutschen Projektilen. Den ohne erkennbaren Widerstand ebenfalls „erbeuteten“ Wernher von Braun machten sie 1949 zum Berater, 1950 zum Entwicklungsleiter einer atomar bewaffneten Kurzstreckenrakete, 1955 zum US-Staatsbürger, 1958 zum Titelhelden des „Time Magazin“, 1960 zum Direktor des Marshall Space Flight Center in Alabama, 1970 zum Vize-Direktor der NASA – eine amerikanische Bilderbuchkarriere.

Derweilen hatte man in Washington gelernt, daß nicht nur direkte militärische Stärke zählt, sondern auch Überlegenheit im zivilen Bereich durchaus von nationalem Nutzen sein kann. Nicht zuletzt bei der Eroberung des Weltraums. So durfte von Braun nun endlich das tun, wovon er schon immer geträumt hatte: Raketen bauen, die statt Waffen wissenschaftliches Gerät oder gar zivile Astronauten ins All tragen.

Der wohl größte Erfolg seiner Begeisterungsfähigkeit: 1962 überzeugte er Präsident John F. Kennedy von seinen kühnen Raumfahrtvisionen und bekam „grünes Licht“ für sein Mondlandeprogramm. Die mächtige Saturn-V-Rakete war sein Werk; daß sie tatsächlich Menschen zum Mond und wieder zurück transportieren konnte, war allerdings nicht nur seiner überragenden Ingenieurskunst zu danken, sondern – wie Wegbegleiter immer wieder bestätigten – auch seinem höchst effizienten Arbeits- und Organisationsstil, seinem Fleiß, seinem Verantwortungsbewußtsein und Gerechtigkeitsgefühl gegenüber Mitarbeitern. Wer moderne Managementstrukturen studieren will, findet bei ihm bestes Lehrmaterial. Und die Amerikaner, die vor 60 Jahren aus einem einseitig verzerrten Geschichtsverständnis heraus Preußen auszulöschen trachteten, müssen eingestehen, daß sie in einer wichtigen Phase ihrer eigenen jüngeren Geschichte von dem profitierten, was man gemeinhin als preußische Tugenden bezeichnet.

Peenemünde – selektive Erinnerung

Der Blick auf die Schattenseiten überlagert die Würdigung einer großartigen technologischen Pionierleistung

Vor gut 65 Jahren, am 3. Oktober 1942, wurde hier Raumfahrtgeschichte geschrieben: Vom „Prüfstand VII“ der Heeresversuchsanstalt Peenemünde auf der Ostseeinsel Usedom hob eine Rakete ab, die erstmals in den Grenzraum zwischen Erdatmosphäre und Weltall vordrang.

Heute erinnert ein „Historisch-Technisches Informationszentrum“ an die Geburtsstunde der Weltraumfahrt. Das ist gut so, könnte aber auch besser sein. Die Betonung liegt nämlich allzusehr auf „historisch“, und gemeint ist damit offenkundig „zeitkritisch“ im bewährten antifaschistischgen Sinne. So ist unbestritten, daß Wernher von Braun hier nicht die Grundlage aller künftigen Raumfahrtprojekte hätte erarbeiten können, hätte ihm das NS-Regime nicht Zigtausende von Zwangsarbeitern zur Verfügung gestellt. Ebenso unbestritten ist, daß die Lebens- und Arbeitsbedingungen dieser Kriegsgefangenen, Deportierten und KZ-Häftlinge als menschenunwürdig einzustufen sind. Dieser Aspekt muß in einem historisch-technischen Museum auch angemessen dargestellt werden.

Aber muß er – vor allem auch in den begleitenden Internet- und Informationsmaterialien – so dominierend im Vordergrund stehen? Müssen die Erinnerungen, die sich an Peenemünde knüpfen, so negativ besetzt sein? Und was sollen die Übertreibungen?

Von Brauns „Aggregat 4“, bekannt als V 2, war eine neuartige, aber keineswegs die fürchterlichste und wirkungsvollste Waffe des Zweiten Weltkriegs. Sie hat dem Hitlerregime keine militärischen Vorteile gebracht, keine kriegsentscheidenden Schäden angerichtet; die Opferzahlen spielen – bei allem Respekt vor jedem einzelnen Menschenleben – im Gesamtbild dieses Krieges eine eher marginale Rolle. Die bleibende Bedeutung Peenemündes liegt im zivilen und nicht im militärischen Bereich.

Und noch eine Anmerkung: Gerade jene Raumfahrtnationen, die sich 1945 der Peenemünder „Erbmasse“ so eifrig und bereitwillig bedienten, haben in puncto kritisch-historischer Eigendarstellung noch erheblichen Nachholbedarf – was Peenemünde zu viel hat, fehlt in Baikonur oder Cape Canaverale gänzlich. *H.J.M.*

MELDUNGEN

Auf Tour mit Hase und Igel

Stade – In Buxtehude können Kinder mit Hase und Igel um die Wette laufen. Die Fabelfiguren nehmen Urlauber mit auf ihren Stadtspaziergang. Raus aus der Stadt und rein in den Bauernhof heißt es bei einer Tour auf der Niedersächsischen Milchstraße. Kinder erfahren auf den Bauernhöfen, woher die Milch kommt. Die Radtouren starten von Stade, Himmelpforten, am Ostedeich oder von Drochtersen. Die 20 bis 33 Kilometer langen ebenen Strecken sind auch für kleine Radler gut zu bewältigen. In der Nähe von Drochtersen können Familien mit einer Mooreisenbahn durch das Kehdinger Moor fahren. Auf einem vier Kilometer langen Rundkurs entdecken die Reisenden blühende Wollgras-wiesen, fleischfressende Pflanzen und viele Libellenarten. Wer mag, kann sogar Torf stechen. In Wischhafen an der Elbe legt regelmäßig der Tidenkieker ab. „Waterkant – von Robben, Watt und Küstenschiffen“ heißt die Tour, die dort startet. Mit dem froschgrünen Flachbodenschiff geht es raus auf die Elbe zu einer Schiff-Safari. Auf der Brammer Sandbank sonnen sich Seehundfamilien, tausende Brut- und Zugvögel sind im Naturschutzgebiet an der Elbe zu beobachten. Informationen über die Urlaubsregion Altes Land gibt es beim Tourismusverband Landkreis Stade/Elbe e.V., Kirchenstieg 30, 21720 Grünendeich, Telefon (0 41 42) 81 38 38, tourismusverband-stade.de *ddp*

Von Bremen aus in die Welt

Bremen – Sonderausstellung in Bremen begeistert nicht nur Schiffe-Fans Ozeanriesen, Schiffbau oder Transatlatikreisen – das sind nur ein paar der Themen, mit denen sich die neue Sonderausstellung des Bremer Focke-Museums „Der Norddeutsche Lloyd“ vom 17. Juni bis 14. Oktober 2007 beschäftigt. Die Ausstellung zeigt umfassend die spannende Geschichte der zeitweilig größten deutschen Reederei, die nicht nur maßgeblich die Seeschiffahrt, sondern auch die Entwicklung und das Stadtbild Bremens und Bremerhavens geprägt hat.

Bunt wie das Leben

Die Leipziger Gastronomie-Szene hat nicht nur Goethe begeistert

Von Helga Schnehagen

Klein Paris“ nannte Goethe Leipzig. Weilte er heute als Student in der Stadt an der Elster, würde er sie wohl „Klein Italien“ nennen und vielleicht sogar Auerbachs Keller links liegen lassen, um sich auf dem Drallewatsch zu vergnügen. Vorausgesetzt, er fände einen Platz. Denn an lauen Sommerabenden ist Leipzigs Kneipenmeile Nummer eins zwischen Neuem Rathaus, Thomaskirche, Altem Rathaus und Fleischergasse voll besetzt. Freisitz heißt hier treffend die Gastronomie auf der Straße, und sie hat Kult-Status. Von Leipzigs über 1400 Gastronomen verfügen inzwischen 1240 über Freisitze.

Was „Drallewatsch“ bedeutet? Das ist ein ursächsischer Begriff für „etwas erleben“ oder „auf den Schwof gehen“. Und wer bei Freisitz an einen ungemütlichen Klappstuhl à la Biergarten denkt, liegt falsch. Vielerorts versinkt man in Korbstühlen. Das ist auch nicht nötig. Sehen und gesehen werden ist hier das Programm. Und es ist ein Vollprogramm, denn Leipzig ist immer in Bewegung. So wie die kinetische Installation hoch oben über der Ritterpassage neben der Tourist-Information gegenüber dem Hauptbahnhof.

Bunt wie das Leben ist die Gastro-Szene. Da ist etwa der Turm- und Türmchenbau des Neuen Rathauses, errichtet um 1900 über den Grundmauern der ehemaligen Pleißenburg. Für die Regierenden der Stadt sind es nur ein paar Stufen zum Ratskeller, wo Hieronymus Lotter (1497–1580) ihnen beim Rittermahl die Leviten über die Lotterwirtschaft in der Stadt liest. Den Fremden weiht der Baumeister und – wie man vernimmt – siebenmalige Bürgermeister Leipzigs bei Griebenschmalz und Biersuppe, Schweinenacken, Lammhaxen und Knusperhähnchen, Kartoffeln und Klößen, Speckkraut und Krautsalat ins Geheimnis des Sächsischen ein: „Sächsisch ist kein Dialekt, Sächsisch wird nicht gesprochen, Sächsisch wird ausgeatmet. Zunge gegen den Gaumen pressen, Unterkiefer vorschieben, ausatmen.“

Sprechen geht vielleicht noch, aber verstehen? Keine Sorge, die stattliche Erscheinung mit Schlapphut und Umhangmantel heißt im wirklichen Leben Karsten Pietsch, ist hauptberuflich Journalist und spricht sächsisches Hochdeutsch. Zum Ritteressen, das man für Gruppen ab 15 Personen in den alten Gewölben buchen kann, gesellt er sich auf Bestellung als wortgewaltige historische Beilage gerne hinzu.

Der echte Hieronymus Lotter ließ in der Rekordzeit von neun Monaten zwischen zwei Messen 1556/57 das Alte Rathaus erbauen. Seitdem umweht ein Hauch Italien nicht nur den Renaissance-Bau mit seinen Giebeln und Arkaden, sondern auch den Platz davor. Bis in den Spätsommer wird der Markt zur Piazza mit Riesencafé, in dem etwa 1500 Personen Platz finden. Wenn sie ihn denn finden. Denn Leipzigs Markt ist als Treffpunkt außerordentlich beliebt. Stehend haben hier schon 18000 Menschen bei Konzerten der Musik zugehört. Da kann selbst Rom neidisch nach Leipzig blicken.

Auch wie sie es schaffen, zusätzliche 10000 Menschen in die Kneipenmeilen der Innenstadt zu locken. Denn neben dem Drallewatsch im Zentrum zählen das Schauspielviertel um die Gottschedstraße, die Südmeile entlang der Karl-Liebknecht-Straße und die Münzgasse zur Gastroszene. Das ist kein Zufall, sondern Strategie. Die städtische Regierung hatte sich eine fußgängerfreundliche Innenstadt auf die Fahnen geschrieben und die großzügige Genehmigungen von Freisitzen, dazu die Sanierung der alten Messehäuser und ihrer Innenhöfe sowie die Verbreiterung der Fußwege. Für Freisitze gibt es somit immer mehr Platz, wobei dröhnende Motoren und Abgase vor allem im Drallewatsch ein Fremdwort sind.

Ein Fremdwort ist auch die Sperrstunde. Egal ob zwei, drei Uhr morgens, nicht nur im Barfußgäßchen ist es noch immer rappelvoll. Und noch eines sollten die Neider nicht übersehen: Das kühle Blonde wird dem Gast immer mit einem Lächeln serviert.



Das Barfußgäßchen: Restaurant an Restaurant, Bar an Bar Foto: Leipzig Marketing

Gelächelt wird selbstverständlich auch im Gohliser Schlößchen. Schließlich gehört gute Laune zu einem Lustgarten schon per Definition dazu. Und so schmückt seine Restaurants auch das Adjektiv „heiter“. Ob Steinsaal, Orangerie oder Arkadencoffee, ob Spiegeloder Gewölbesaal, ob draußen im Schatten von hundertjährigen Kastanien oder drinnen bei Kerzenschein, das um 1756 erbaute Schlößchen – übrigens Leipzigs einziges – versprüht glanzvolle barocke Lebensart bis in unsere Zeit. Das historische Kleinod am Nordrand vom Rosental-Park, Menckestraße 23, erreicht man mit der Straßenbahnlinie 4.

Auf der anderen Seite des Rosental-Parks, im Gründerzeitviertel an der Waldstraße, strömen schon seit hundert Jahren erholungssuchende Städter ins Mückenschlößchen. Trotz aller schloßähnlichen Architektur, das 1895 erbaute Ausflugslokal am Elstermühlgraben war und ist ein Wirtshaus mit zünftigem Biergarten. Vom Grill steigt der kräftige Duft des kräutergewürzten Mutzbratens in die Nase. Auf den Tischen steht das Bier in Maßkrügen. Und Mücken? Die sind vor allem Legende: Als August der Starke hier einst an der nahen Aue entlangritt und nach Baugrund Ausschau hielt, sollen ihn die Mücken derart gepiesackt haben, daß er vom Pferd fiel. Die Mücken hat man extra „ausgesetzt“ heißt es, damit aus dem Schloßbau nichts wird. Wurde es auch nicht, und das bürgerliche Leipzig blieb unter sich. Auch zum Mückenschlößchen fährt die Straßenbahnlinie 4.

Bachkaffee, Bachtorte, Bachtaler erinnern im Café Kandler hinter der Thomaskirche, Thomaskirchhof 11, daran, wer in der Messestadt für den guten Ton zu sorgen hatte. Ob der Thomaskantor Johann Sebastian Bach (1723–1750) lieber Tee oder Kaffee trank, ist nicht überliefert. Der Bachkaffee, Kandlers hauseigene Mischung aus gewaschenen Arabicabohnen, jedenfalls ist sehr mild und magenschonend. Bei dieser Gelegenheit sei noch auf eine musikalische Spezialität hingewiesen: die Kammermusik-Konzerte am Sonntagvormittag im Mendelssohn-Haus. 1845 zog Felix Mendelssohn Bartholdy mit seiner Familie in den spätklassizistischen Bau in der Goldschmidtstraße 12. Die einzige erhaltene private Adresse des in Hamburg geborenen großen Komponisten und Musikers, war auch seine letzte. Schon zwei Jahre später starb er mit nur 38 Jahren.

Der Leipziger Gastronomieführer „Speisen Sie gut“ ist kostenlos erhältlich bei der Leipzig Information, Richard-Wagner-Straße 1, 04109 Leipzig, Telefon (03 41) 71 04-2 65, www.lts-leipzig.de

Zu viele Reize nehmen die Freude

Städtereisen mit Kindern – Gut planen, viele Pausen machen, nicht zu viel unternehmen

Städtereisen liegen im Trend. Richtig geplant, kann so ein Trip auch für Kinder ein spannendes Erlebnis sein. Denn in den meisten Städten gibt es viele Angebote, die der ganzen Familie Spaß machen.

„Eltern sollten vorher gemeinsam mit den Kindern überlegen, was man alles unternehmen könnte“, rät Diplom-Pädagogin Heike Pausch vom SOS-Familienzentrum in Berlin. Dabei sei es vor allem bei jüngeren Kindern wichtig, daß die Eltern konkrete Vorschläge machen. Denn sie haben in der Regel noch keine eigenen Vorstellungen davon, was man auf so einer Reise alles machen könnte. Spezielle Kinder-Reiseführer, die es für einige Städte inzwischen zu kaufen gibt, können hilfreich sein.

Den Tag sollte man möglichst genau planen, sich aber auch Alternativen überlegen. Manches ist nicht so, wie man es sich vorgestellt hat, manchmal spielt auch einfach das Wetter nicht mit.

Quengeleien und Streß lassen sich vermeiden, wenn man dann einen Plan B in der Tasche hat.

„Auf keinen Fall sollte man jedoch den Aufenthalt mit Aktivitäten vollstopfen. Ein besonderes Event pro Tag reicht völlig aus“, sagt die Pädagogin. Und dieses sollte auch nicht zu lange dauern. Denn Kinder haben meistens nicht so viel Geduld wie ihre Eltern. Diese würden außerdem manchmal unterschätzen, in welcher Form Kinder die große Stadt erleben, ist die Erfahrung von Pausch: „Die vielen neuen Eindrücke können auch belastend werden. Für Kinder hat so eine Stadt eine noch viel größere Dimension als für Erwachsene.“ Ein Zuviel an Reizen nehme den Kindern den Spaß.

Für einen Familien-Städtetrip gilt also: Weniger ist mehr. Das gilt allerdings nicht für Pausen: Alle zwei Stunden sollte die Familie sich ein bißchen Ruhe gönnen. Und dafür hat die Expertin auch noch einen besonderen Tip: „Kinder lieben Picknick. Statt mittags in ein Restaurant oder einen Imbiß zu gehen, kann man es sich mit etwas gekauftem Proviant auch draußen gemütlich machen.“ In jeder Stadt gebe es schöne Stellen, die sich dafür anbieten. Und den Kindern Freiraum lassen. Den brauchen sie auch bei anderen Gelegenheiten. Zum Beispiel im Museum: „Sich die ganze Zeit nur Dinge anzusehen, kann Kindern schnell langweilig werden. Schöner sind Museen oder Ausstellungen, bei denen sie selbst etwas machen oder ausprobieren können.“



Barcelona: Spaß auch für Kids Foto: colourbox

Bei der Stadtbesichtigung sollten nahe Treffpunkte vereinbart werden, die sich die Kinder leicht merken können. Denn es ist durchaus möglich, daß man sich im Gewühl mal aus den Augen verliert. So wissen die Kleinen, wo sie die Eltern wiederfinden können. Von Städtereisen mit Vorschulkindern rät Pausch jedoch eher ab: „Den ganz Kleinen tut man mit so einer Reise keinen Gefallen, sie wären damit überfordert.“ *ddp*

SUPER-ABOPRÄMIE

für ein Jahresabo der





Unser wertvolles Preußen-Paket, bestehend aus zwei Büchern und einer DVD.

Die Schlacht bei Auerstedt am 14. Oktober 1806

gehört zu den Schicksalsereignissen der deutschen und europäischen Geschichte. Gemeinsam mit der zeitgleich stattfindenden Schlacht bei Jena hat sie sich tief in die Erinnerung der Menschen dieser Region eingegraben.

Etwa 200 Jahre nach der Schlacht ist die vorliegende Produktion der Versuch, dieses historische Ereignis auch aus der Sicht der Auerstedter Landbevölkerung darzustellen. Dazu wurden überlieferte Szenen von 1806 zum Teil an Originalschauplätzen nachgestellt. Mit Hilfe von Spielszenen, animierten Karten, historischen Abbildungen und Texten erzählt dieser Film die Geschichte der Schlacht von Auerstedt.



B. Schrader, Franz Kugler
Friedrich der Große und seine Zeit in Bild und Wort

In diesem Bildband sind die meisterhaften und inzwischen als klassisch zu bezeichnenden Darstellungen von Menzel, Chodowiecki, Rössler, Camphausen, Schadow und anderen Künstlern vereinigt, die mit den Texten des bekannten Historikers Kugler ein facettenreiches Bild der geschichtlichen Größe dieses bedeutendsten Preußenkönigs und seiner Zeit geben.
Geb., 194 Seiten, 90 Tafeln, 124 Abbildungen im Text, Querformat 26,5 x 22,5 cm, traditionelle Fadenbindung



Topographisch-militairischer Atlas von dem Königreiche Preußen

Ein beeindruckendes und einzigartiges Kartenwerk von 1810.

Dieser Atlas zeigt einfach alles!
Ein prachtvolles und ergiebiges Werk für jeden Heimat- und Geschichtsfreund! Eine Fundgrube für alle Kartensammler!
Grandios und außergewöhnlich ist seine Genauigkeit!
Auf den bestechend gezeichneten Kartenblättern finden Sie jeden Ort, jede Poststation, jede Straße, Festungen, Vorwerke, Kirchen und Kapellen, Wirtschaftsbetriebe, Brücken und Schleusen, Wiesen und Moore – ja sogar einzelne Häuser und Baumgruppen.
30 faszinierende Detailkarten!
Herausgegeben wurden die außergewöhnlichen Karten von dem berühmten „Geographischen Institut in Weimar“.





Lesen Sie die
Preußische Allgemeine Zeitung

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Parkallee 84/86
20144 Hamburg
oder am schnellsten per
SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

ANTWORT COUPON

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich das Preußen-Paket für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mind. 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und möchte das Geschenk-Paket Preußen

☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung

Name/Vorname:

Straße/ Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Datum, Unterschrift

MELDUNGEN

Norwegens Ziegendorf

Flam – 500 Ziegen und eine der kleinsten Stabkirchen Skandinaviens hat das 90-Seelen-Dorf Undredal am norwegischen Sognefjord zu bieten. Und weil hier fast jeder Bewohner etwas mit Ziegenkäse zu tun hat, wird vom 27. bis 29. Juli das Ziegenkäsefestival gefeiert. Dieser besondere Ziegenkäse schmeckt nach Karamell. Informationen im Internet unter www.visitflam.com.

Akademie am Starnberger See

Tutzing – Am 8. Juli feiert die Evangelische Akademie Tutzing ihr 60jähriges Bestehen. Bundeskanzlerin Merkel wird die Festrede halten. Vom Starnberger See, wo alle Bundespräsidenten und Bundeskanzler sprachen, gingen Impulse aus, die Deutschland veränderten. Zu erinnern ist nur an Egon Bahrs Vorschlag „Zum Wandel durch Annäherung", der letztlich zum Zusammenbruch der DDR führte. Der seit sieben Jahren verliehene „Toleranzpreis" verstärkt die Impulse zur Integration und der seit 1984 vergebene Marie-Luise-Kaschnitz-Preis – sie lebte in Königsberg – setzte Akzente in der deutschen und europäischen Literaturszene. Die eigentliche Überraschung zur 60-Jahrfeier verkündete Akademiedirektor Friedemann Greiner im Münchner Presseclub. Wenn 2010 in Kapstadt die Fußball-WM stattfindet, wollen die Tutzinger dort eine Evangelische Akademie eröffnen. 2006 besuchten die Tagungen der Akademie rund 17000 Teilnehmer. Ex-Bundesfinanzminister Theo Waigel als Leiter des Politischen Clubs der Evangelischen Akademie appellierte an die Jugendorganisationen der Parteien, sich für die von den Kirchen geführten Akademien zu engagieren. Sie seien Garanten für den interreligiösen, ökumenischen Dialog und böten Orientierung an. *Matern*

Stadt der Kontraste

Peking besticht durch alte Paläste und Moderne

Von EDMUND FERNER

Reisende lieben es zu vergleichen, und so wird auch Peking immer wieder mit anderen Städten der Welt verglichen.

Doch eigentlich gibt es nur eine Stadt, die einem solchen Vergleich standhält: Rom! Denn beide – Rom wie Peking – waren schon früh Metropolen gewaltiger Reiche, im Westen die Eine, die Andere im Osten, und beide erhoben den Anspruch, Zentrum zu sein, Mitte der Welt. Beide sind uralt – doch als Rom gegründet wurde, stand Peking schon einige Jahrhunderte. Jicheng, so der damalige Name der Stadt, lag im Südwesten des heutigen Peking. Während Rom schnell zur Hauptstadt der westlichen Welt aufstieg, blieb Jicheng – der Name wechselt nun wiederholt – zwar bedeutend, doch immer im Schatten anderer Städte, und als Kublai Khan sie 1267 zur „Großen Hauptstadt" (Dadu) ausbaute, war Rom schon seit langem eine Metropole ohne Reich.

Der Venezianer Marco Polo war von Dadu entzückt. „Überall gibt es prächtige Paläste und zahlreiche große und schöne Herbergen und Wohnhäuser – schreibt er bewundernd. „Die ganze Stadt mit kreuz und quer führenden Straßen sieht wie ein Schachbrett aus, so vollkommen und meisterhaft angelegt, daß man sie mit Worten kaum beschreiben kann."

Auch die beiden nächsten Dynastien setzen den Ausbau fort. Yongle, dritter Ming-Kaiser, verlegte 1403 seine Residenz hierher und gab ihr den Namen Beijang, das heißt „Nördliche Hauptstadt". Erst jetzt bildete sich der uns inzwischen vertraute Grundriß, entstanden die prächtigen Bauten, vor allem die Kaiserstadt mit ihren Gärten, Tempeln und Palästen.

Vieles aus der Zeit der Ming steht nicht mehr. Manches erlag den Wirren des 19. Jahrhunderts. Noch mehr aber wurde nach 1949 abgerissen, als die kommunistische Regierung Peking wieder zur Hauptstadt erklärte und sich daran machte, die Stadt den Bedürfnissen der modernen Welt anzupassen.

Ob Peking dadurch schöner geworden ist, sei dahingestellt. Viele, die die alte Stadt noch kennen, verneinen dies.

Die Silhouetten hoher Schlote erinnern daran, daß Peking seitdem zu einer der größten Industriestädte Chinas wurde. Industrie hauptsächlich Schwerindustrie – wurde vor allem in den 50er Jahren angesiedelt. Sie brachte zwar neue Arbeitsplätze, aber auch schwere Probleme. Die Bevölkerung stieg von nur 1,2 Millionen im Jahre 1949 auf inzwischen 12,1 Millionen – einschließlich der umliegenden Dörfer – die Bevölkerungsdichte von 5000 auf 12000 Einwohner pro Quadratkilometer. (Zum Vergleich: In der Bundesrepublik leben nicht einmal 250 Menschen auf einen Quadratkilometer.)

Die breiten mit Tempeln und Pagoden gesäumten Alleen der chinesischen Tradition sind faszinierend, Menschen schlendern über wohlsortierte freie Märkte, durch Porzellan-Manufakturen, Jadeschleifereien und Kunststudios.

Aber irgendwann, in einem der zahlreichen Restaurants mit den köstlichen Delikatessen der chinesischen Küche, da stellt sich die Frage: Was ist das eigentlich, China? Nur schwer formt sich die Fülle der Impressionen zu einem in sich geschlossenen Bild, und wenn es entstanden ist, so scheint es sich – gleich einem Kaleidoskop – bei der leisesten Bewegung wieder zu verwandeln. Je länger man sich mit China beschäftigt, um so unbekannter wird es; je mehr man sich ihm annähert, um so weiter weicht es zurück.



Trommelturm: Altes umgeben von Neuem Foto: Caro

China ist nicht nur für Menschen aus dem Westen schwer verständlich, sondern selbst Wei Quant, die hier 34 Jahre lebte, das heißt selbst Chinesin ist, kann diesen „Gegenstand" kaum voll erfassen.

Der Hauptgrund ist vielleicht, daß China zu alt und zu jung ist in einem, zu sehr mit Vergangenem behaftet und sehr in ständiger Veränderung begriffen, daß es zu einfach und zu kompliziert zugleich ist. Mit einem Wort: eine Synthese vieler Bestandeile und voll von Kontrasten.

Wenn dem so ist, was folgt daraus? Soll man nun resignierend auf eine Antwort verzichten und sich den Impressionen des Augenblicks oder den Informationen der Reiseführer hingeben?

Wer will, mag dies tun. Wem jedoch diese Haltung zu passiv ist, der muß versuchen, wenigstens die wichtigsten dieser Bestandteile zu entdecken. Natürlich gehört zu ihnen die alte Kultur – die Tempel und die Paläste, die Gärten und die Klöster, die Stadttore und die Trommeltürme. China ist voll davon, und die Chinesen sind nur allzu bereit, sie uns Reisenden vorzuführen.

Doch ist Vorsicht angebracht, denn die Versuchung ist groß, dem Charme dieser alten Kultur zu erliegen und dabei zu übersehen, daß sie nur ein Teil Chinas ist, vor allem ein Teil, der mit der Welt der heute in China lebenden Menschen nur noch wenig zu tun hat, ja den Blick auf diese Welt sogar verstellt.

Der andere Teil, das lebende gegenwärtige China, war lange verborgen hinter Bambus- und Propagandavorhängen, aber auch hinter Mauern aus Angst und Zurückhaltung. Das beginnt sich nun zunehmend zu ändern. Allerorts macht sich eine neue Offenheit bemerkbar. Menschen, die noch vor einigen Jahren nichts anderes zu verantworten wagten, als die von der Partei vorgestanzten Phrasen, sind nun bereit, Einblicke in ihren Alltag und ihre persönlichen Probleme zu gewähren, Einblicke in den gewaltigen Wandlungsprozeß zu vermitteln, der das Land in einem in seiner Geschichte einmaligen Ausmaß verändert. Denn im Grunde hat die eigentliche Kulturrevolution erst jetzt begonnen.

Erst heute, im Zuge der Modernisierungspolitik und einer konsequenteren Öffnung, gerät das Land immer stärker in den Sog einer Strömung, die nicht nur die traditionelle, über Jahrtausende gewachsene Agrargesellschaft und die sie prägenden Lebens- und Denkformen unterspült, sondern auch die erheblich jüngere Kultur des Sozialismus maoistischer Prägung.

Noch weiß niemand, wohin diese Strömung China treibt. Denn das Terrain ist schwierig und wenig übersichtlich, nicht nur international, wo die Angst vor einer im Wachsen begriffenen Weltmacht China weit verbreitet ist, sondern auch im Lande selbst, wo die realen Probleme immens und die politischen Widerstände gegen den neuen Kurs beträchtlich sind.

Diesen faszinierenden Prozeß aus der Nähe ein bißchen zu beobachten, ja ein bißchen miterleben zu können, ist die große Chance für China-Reisende. Daß dies nicht leicht ist, sondern Offenheit, Sensibilität und Sachkenntnis verlangt, versteht sich von selbst.

Und alles bleibt geheimnisvoll

30 Jahre König-Ludwig-Weg – Ein Traum zum Wandern mit einem Märchenschloß am Ziel

Von CORNELIA HÖHLING

Da, wo der „Kini" am 13. Juni 1886 sein mysteriöses Ende fand, ist der Anfang. Ein schlichtes Holzkreuz im Starnberger See und die Votivkapelle im Schloßpark von Berg erinnern an den plötzlichen Tod des Bayernkönigs Ludwig II. (1845–1886). „Vielleicht suchte er den Freitod. Oder er wurde aus dem Weg geräumt. Bis heute sind die Umstände seines Todes ungeklärt", sagt Franz Walk. Weder das Haus Wittelsbach, das Bayern über 700 Jahre regierte, noch der Tourismusverband sein wirklich an einer Aufklärung interessiert. Denn der Mythos lebt und lockt jährlich Millionen Besucher, Ludwigs Träumen zu folgen, freut sich der Gästeführer. Seit nunmehr 30 Jahren führt der König-Ludwig-Weg vom Starnberger Fünf-Seen-Land über den oberbayerischen Pfaffenwinkel bis zum Königswinkel im Ostallgäu. Und am Ziel der Route wartet das Märchenschloß.

Zunächst aber führt der Uferweg nach Starnberg, was nicht ganz hält, was es als Sitz vieler Millionäre verspricht. Weiter geht es durch die Maisinger Schlucht zum Heiligen Berg mit dem Kloster Andechs. Es rühmt sich, mehr Besucher als das Märchenschloß Neuschwanstein zu haben. Das kann nur an den sieben Sorten Klosterbier liegen. Auch Franz schwärmt für Andechs-Spezial und die deftige Hausmannskost. „So manch einem, der die 20 Kilometer der ersten Etappe geschafft hat, wurde das süffige dunkle Doppelbock zum Verhängnis", erinnert er sich. Beim Abstieg durch das Kiental zur Anlegestelle in Herrsching ist schnell mal der Schaufelrad-Dampfer verpaßt, der die Gäste über den Ammersee zum Künstlerort Dießen bringt. Zinngießerwerkstätten und Marienmünster lohnen einen Besuch.

Als sehenswertes Juwel gilt die Gnadenkapelle. Schließlich gehört die mit 988 Metern höchste Erhebung im Voralpenland zum Pfaffenwinkel, der seinen Namen den Mönchen, Nonnen und Pfaffen der zum Teil weltberühmten 159 Kirchen und zahlreichen Klöster zwischen Landsberg und Füssen verdankt.

Weiter geht es durch die Ammerschlucht, den Grand Canyon Oberbayerns. 460 Stufen, Stege und kleine Brücken sind zu bewältigen.

Die Schläge eines kleinen Hammerwerks mischen sich mit dem Ruf des Kuckucks und dem Rauschen des wildromantischen Flusses. Vorbei an Pferdekoppeln und Kuhweiden wird schließlich das Klosterdorf um das ehemalige Augustinerchorherrenstift Rottenbuch erreicht. Außerhalb der Anlage, einem Schmuckstück des Rokoko, leuchtet über einem Tor das Medaillon des Königs. Sein Adjutant, Graf Dürckheim, der sich hier ein Schloß bauen lassen wollte, hatte es angebracht. Der „Kini" schaut in Richtung seiner geliebten Berge, denen man auf dem König-Ludwig-Weg mit jeder Etappe ein Stück näher kommt.

Die Käse-Brotzeit auf der Schönegger Käse-Alm oberhalb der Echelsbacher Brücke schmeckt dann nicht nur den Wanderern. Mit etwas Glück findet gerade das Schaukäsen statt. Und wieder sind es Klosterdorf und Wallfahrtskirche, die eine Rast rechtfertigen. Das Dach der Wieskirche bei Steingaden mit Unesco-Weltkulturerbe-Status wurde der Bergsilhouette nachempfunden. 1738 soll sich hier bei der Bäuerin Maria Lory vom Wieshof das Tränenwunder des Gegeißelten Heilands ereignet haben. Von diesem Meisterwerk des Rokoko führt der Brettlesweg, ein 1000 Meter langer Pfad aus Eichenbohlen, durch eine beeindruckende Hochmoorlandschaft direkt ins Welfenmünster von Steingaden. Daß der „Kini" im Gasthof zur Post übernachtete, ist allerdings nicht zu belegen.

Am Lech und am Bannwaldsee entlang, dem angeblich wärmsten See Bayerns, rückt das Ziel endlich näher. Der romantischste Aufstieg zum Märchenschloß ist der Weg durch die Pöllatschlucht. Die Fußlahmen lassen sich mit der Kutsche fahren. Auf der Marienbrücke drängeln sich alle Touristen, um Neuschwanstein von seiner besten Seite zu fotografieren.



Eines von Ludwigs Phantasiegebilden: Schloß Linderhof Foto: Bayern Tourismus

Das Schloß blieb unvollendet. Der „Kini" lebte nur 172 Tage in seinem Traum. Sofort nach seinem Tod wurde es Museum und Wallfahrtstätte.

Gästeführer Franz, der gelernte Holzschnitzer, weiß besonders die Innenausstattung zu schätzen. „Er war nicht verrückt, vielleicht ein bißchen weltfremd und menschenscheu", ist er überzeugt. Die Traumgebilde, die er schuf, wie Neuschwanstein und Linderhof, erwirtschaften heute als Tourismusobjekte erhebliche Gewinne. „Damit ist König Ludwig indirekt auch mein Arbeitgeber", lacht der 61jährige.

Die Ikone des Bayerntourismus liegt wie Schloß Hohenschwangau, in dem Ludwig aufwuchs, vor den Toren von Füssen. Die Stadt im „Königswinkel", wo der Lech die Nordalpenkette durchbricht und an alten Handelswegen schon ein Kastell für römische Legionen stand, hat ein interessantes Innenleben. Viele Namen erinnern an die Wittelsbacher, die der Stadt neuen Aufschwung brachten. Ludwig sorgte mit seinen Bauten nicht nur für Arbeit, er gründete sogar eine Krankenunterstützung mit Lohnfortzahlungen, die er aus seiner Privatschatulle beglich. Das Träumen geht weiter, denn wie waren des „Kinis" Worte? „Ein ewig Rätsel will ich bleiben mir und den anderen."

Hauptsache gute Aussicht, doch wie ist die Bilanz?

Betr.: „Der Fluch des Geldes“ (Nr. 21)

Die Bilder vom G8-Tagungsort zeigen symbolhaft die Umzäunung eines perfekten Kriegsgefangenenlagers. Allerdings mit einem Unterschied: Dort kam erfahrungsgemäß keiner heraus, hier kommt keiner hinein. Entsprechend dem Fortschritt der Technik gibt es keine Wachttürme, sondern Videoüberwachung und Infrarotkameras.

Alles nur, damit die in Bezug auf die Gastgeberin heimatliche und persönliche Atmosphäre dokumentiert werden kann. Man genießt den menschenleeren Strand, die Aussicht auf das Meer, in der Ferne erblickt man die Patrouillenboote.

Das alles für die Unversehrtheit der von ihren Völkern demokratisch gewählten Vertreter. Was müssen die für Angst haben! Das Verhandlungsthema Klima wird maßgeblich von der Sonne bestimmt, darauf hat die Konferenz keinen Einfluß. Man muß die Frage stellen, was also da herauskommen soll. Was bei der Schlußabrechnung herauskommt, danach fragt man lieber nicht.

Dr. Gustav Krüger, Herrenberg

Gewaltbereite zum Teufel jagen

Betr.: „Die Zeichen stehen auf Kampf“ (Nr. 22)

Schaut der integre Bürger gegenwärtig nach links, wird ihm deutlich, wo im Gegensatz zu dem, was ihm immer wieder eingebläut wird, vorrangig die Feinde unseres friedlichen Lebens zu suchen sind. Warum kann nicht jeder Bürger in unserem Land frei seine Meinung sagen, sich frei versammeln, frei demonstrieren, ungehindert Gäste empfangen? Warum müssen wir unsere Gäste in der Festung Heiligendamm einsperren, warum sehen wir sie nicht in unserer Mitte?

Millionen redlicher und fleißiger Bürger müssen dafür bezahlen, damit unsere Gäste frei von Gewalt, Pöbelei und Geschrei in einem befestigten Teil unseres Landes miteinander reden können.

Wir hören von linken Politikern, daß die Sicherheit übertrieben wird. Warum hören wir nicht, daß linksgestrickte Kriminelle unseren Staat zu diesem irrsinnigen Aufwand zwingen? Warum jagen die Kritiker des G8-Gipfels nicht jeden zum Teufel, der ihre berechtigte Kritik durch die Anwendung von Gewalt zunichte macht?

Helmut Aichholzer, Ravensburg

Endlich bestrafen!

Betr.: „Blick nach links“ (Nr. 22)

Es wird allerhöchste Zeit, daß das Inventar unserer Republik neu geordnet und mit beiden Augen betrachtet wird. Es ist verdienstvoll, gewalttätige Rechtsextreme hinter Gitter zu bringen, aber es ist eine Schweinerei, wenn das gleiche nicht auch mit Linksextremisten geschieht, von denen es weit mehr zu geben scheint, als uns vorgemacht wird.

Gegenwärtig wird überdeutlich, wo sich die Gewalttätigkeit des Bodensatzes unserer Gesellschaft konzentriert hat. Links! Und das sollten endlich die Medien begreifen, die nicht als links bezeichnet werden wollen und die ihre Leser korrekt informieren wollen.

Neben der gewalttätigen Linken der offenen Tat gibt es auch andere wie die Berliner Justizsenatorin, die ihre Macht zur Knebelung der freien Meinung nutzen und einen Staatsanwalt abstrafen will, der nur gesagt hat, was traurige Wirklichkeit ist.

Jochen Evers, Schwerin



Überraschend gute Stimmung: Während einige Kilometer weiter G8-Gegner demonstrierten, kamen sich die Politiker näher. Die Ehepaare Merkel/Sauer und Sarkozy zumindest kamen sich menschlich näher. Foto: ddp

Miteinander reden

Betr.: „Der Fluch des Geldes“ (Nr. 21)

Kann es sein, daß die G8-Gegner die ungehemmte, unkontrollierte Herrschaft des Weltkapitals mit dieser Tagung in Heiligendamm verwechseln? Wäre es nicht viel wirksamer, wenn die gesamte Öffentlichkeit diese Tagung und die Personen einfach ignorieren würde? Es ist doch nötig, daß die Großen immer wieder miteinander sprechen, Probleme gibt es mehr als genug. Das Handeln der Bundesregierung erscheint in seiner Breite und Nachhaltigkeit nicht nur weit überzogen, sondern geradezu hysterisch. Wegen dieser Tagung werden demokratische Rechte in unserem Land eingeschränkt beziehungsweise abgeschafft, als hätten wir es mit einer akuten kriegerischen Bedrohung zu tun. Was würde der Bundesinnenminister tun, wenn wir einmal wirklich wichtige und schützenswürdige Gäste in unserem Lande hätten?

Werner Pfennig, Neubrandenburg

Was ist Volker Becks wirkliches Ziel? Grünen-Politiker demonstrierte in Moskau

Betr.: Verhaftung von Volker Beck

Die Tagespresse veröffentlicht eine dpa-Meldung, wonach der Bundestagsabgeordnete Volker Beck (Grüne) anläßlich einer nicht genehmigten Demonstration Homosexueller in Moskau „von Gegendemonstranten geprügelt und mit Eiern und Tomaten beworfen“ und von der Polizei abgeführt worden sei. Grund dieser Demo soll es gewesen sein, „am Rathaus eine Petition zur Versammlungsfreiheit abzugeben“.

Im Mai 2006 wurde Volker Beck bei einer ähnlichen Demo in Moskau sogar von Polizisten in sein Gesäß getreten und er forderte daraufhin von der russischen Regierung eine Entschuldigung.

Die Wahrheit ist, daß Volker Beck seit Jahren gegen die Strafbarkeit der Kinderschändung kämpft – Sie lesen richtig: „Kinderschänder sollen straffrei bleiben“ – und dies hat er auch in seinem Buch veröffentlicht, wenn das auch schon Jahre zurück liegt („Der pädosexuelle Komplex“, ein „Plädoyer für eine realistische Neuorientierung der Sexualpolitik“, 1988). Er fordert „Entkriminalisierung der Pädosexualität“ mittels einer „Strafabsehungsklausel“ samt Aufhebung der gesetzlichen Schutzaltersgrenze.

Tritt Volker Beck in Erscheinung, so weiß jeder Gegendemonstrant, daß dieser Mann unter dem Vorwand der Homosexualität (die in Rußland seit 1993 nicht mehr strafbar ist und somit kaum als Demonstrationsgrund geeignet ist) in Wahrheit sein Ziel, die Straffreiheit für Kinderschändung, propagiert. Dagegen richtete sich die Eier und Tomaten werfende Gegendemonstration.

Wäre ich in Moskau Polizist und wären unsere Töchter noch jünger, würde ich ihn deshalb auch gerne in seinen Grünen Hintern treten.

Auch wenn ich dagegen bin, ausländische Demonstranten zu verprügeln, gebe ich gerne zu, daß ich mich über die damalige Meldung (Polizistentritt) genauso klammheimlich gefreut habe, wie einige Grüne zugegeben haben, sich bei der Ermordung des Bundesanwalts Buback klammheimlich gefreut zu haben.

Noch eine Frage: Wer zahlt denn diesem „Volksvertreter“ seine kinderschänderischen Aktionen? Der Bundestag als Reisespesen, eine Menschenrechtsvereinigung oder wer? Das ist aber gleichgültig. Letzten Endes zahlen wir planmäßig verdummten Bundesbürger zwangsweise die Spesen für diesen Propagandisten für die Aufhebung der Strafbarkeit der Kinderschändung.

Und dieser Skandal wird verschwiegen und wehrt sich einer dagegen, spricht man von Übergriffen „Extremistischer Gegendemonstranten“.

Dr. Ferdinand v. Pfeffer, Lünen

Partisanen

Betr.: „Kein Dank vom Vaterland“ (Nr. 22)

In Ihren Leserbriefen fehlt leider eine wichtige Aussage.

Wenn sogenannte deutsche Soldaten außerhalb unserer Landesgrenzen ihren Dienst versehen, dann gelten Sie nach dem Völkerrecht, weil wir keinen Friedensvertrag haben, als Uniformträger, die man zu Partisanen erklären könnte.

Darüber sollte jeder „Freiwillige“ einmal nachdenken!

Siegfried Brunow, Wermelskirchen

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **3364**

Immer werden nur die kleinen Leute geschröpft

Betr.: „Reformen sind eine gute Tradition“ (Nr. 22)

Ich habe den Artikel von Jörg Schönbohm mit großer Freude gelesen. Nun einige Anmerkungen, die Herr Schönbohm nicht gerne erwähnen wollte oder konnte? Für die Arbeitszeitverkürzung hat die arbeitende Bevölkerung durch Lohnverzicht bezahlt, was heute gerne vergessen wird. Jeder Berufstätige, dessen Firma rote Zahlen schreibt, wird gerne bereit sein, länger zu arbeiten oder eine Gehaltskürzung hinzunehmen. Nun bei der Telekom schreibt man schwarze Zahlen und diese wurden trotz kurzer Arbeitszeit erreicht. Es wird uns ständig von unseren Politikern vorgebetet, haltet Maß. Die selben Gutmenschen wollen ihre Einkommen um monatlich 600 Euro erhöhen. Die Dividenden der Aktionäre sind natürlich auch zu niedrig. Jetzt hören die kleinen Leute ständig, wir leben in einer Neidgesellschaft. Da bin ich ganz anderer Meinung, wenn kürzer getreten wird, dann bitte alle und nicht immer nur die kleine Leute! Wir haben gerade die höchste Steuererhöhung nach dem Zweiten Weltkrieg überstehen müssen. Wie wurde dem Bürger vor der letzten Bundestagswahl doch vorgegaukelt, wir werden die Pensionen der Abgeordneten kürzen. Jetzt hört man von denselben Leuten, dafür bekommen wir keine Mehrheit! Soweit zu den Reformen. Den kleinen Mann weiter schröpfen, bei den Abgeordneten muß der Besitzstand gewahrt bleiben.

Dieter Wolff, Köln

Schon die Kelten hinterließen »verbrannte Erde«

Betr.: Leserbrief „Kein Freibrief“ (Nr. 17)

Die *Preußische Allgemeine Zeitung* ist bekannt dafür, daß sie das demokratisch begründete, verfassungsmäßige Recht auf freie Meinungsäußerung auf ihren Seiten garantiert und sich nicht durch extremistische sowie „politisch korrekte“ Denkverbote beeinflussen läßt. Deshalb hätte der Leserbriefschreiber davon absehen sollen, die Unterdrückung eines Leserbriefes anzuempfehlen, in dem Friedrich Pohl sachlich korrekt Stellung bezieht.

Weder Hitler noch Stalin haben den Begriff und das Verfahren der „Verbrannten Erde“ erfunden. Es geht auf die Kelten zurück. Der Ausdruck als solcher war ursprünglich wörtlich zu nehmen, denn er bezog sich auf in der Rückwärtsbewegung abgebrannte Getreidefelder. Es sollte den nachrückenden römischen Legionen dadurch unmöglich gemacht werden, sich aus dem Land zu versorgen. Die Russen wandten diese Taktik sowohl 1812 beim Rückzug vor Napoleons Grande Armée als auch 1941 beim deutschen Einmarsch auf ihrem Territorium an. Hitler tat es ihnen später nach, als sich das Kriegsblatt gewendet hatte.

Es mag schon sein, daß dem Leserbriefschreiber Todesstrafen nach Vergewaltigungen durch deutsche Soldaten nicht bekannt sind. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß es sie gegeben hat. (Die folgende, unverdächtige Veröffentlichung: Birgit Beck: „Wehrmacht und sexuelle Gewalt“, Schöningh, Paderborn).

Aberwitzig ist es schließlich, Ilja Grigojewitsch E(h)renburg (1891–1967) posthum reinwaschen zu wollen. Ein Blick in die Sammlung seiner Aufrufe an die Rote Armee, nämlich in sein Buch „Woina“ (Krieg) genügt. Aus ihm stammt dies Zitat: „Wenn Du einen Deutschen erschlagen hast, schlage auch noch einen anderen tot; es gibt nichts Lustigeres als deutsche Leichen.“

Was Friedrich Pohl geschrieben hat, ist also belegbar.

Peter Perrey, Neustadt

Offene Fragen!

Betr.: „Die allerletzte Instanz“ (Nr. 20)

Ist durch die Verletzungen der Menschenrechte die Demokratie und der Rechtsstaat in der Bundesrepublik Deutschland in Gefahr?

Legt man den Art. 17 (Recht auf Eigentum) der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und den Art. 26 Abs. 1 des Internationalen Uno-Paktes über bürgerliche und politische Rechte zugrunde, so stellen sich einige Fragen.

Wieso ist es möglich, daß rund 17 Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung Bürger durch rechtswidrige Enteignungen in der DDR immer noch nicht ihren Rechtsanspruch auf Eigentum oder Rehabilitation durchsetzen konnten? Wieso bemühen sich Anwälte in „allerletzter Instanz“ um die Rehabilitierung des Unrechts, wenn doch, wie angenommen, keine Verletzungen der Menschenrechte in Eigentumsfragen der BRD gegenwärtig sind?

Joachim Schulze, Taufkirchen

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

MELDUNGEN

Neuer Rekord bei ausländischen Touristen

Berlin – Ausländische Touristen stürmen Deutschland: Im ersten Quartal 2007 stieg die Zahl der Übernachtungen nichtdeutscher Gäste in deutschen Beherbergungsbetrieben um elf Prozent gegenüber dem gleichen Vorjahreszeitraum und erreichte mit 4,2 Millionen einen neuen Rekord. Dies gab das Statistische Bundesmat in Wiebaden Anfang der Woche bekannt.

Muslime gegen Gastwirte

Antwerpen – In Belgien werden immer mehr Gastwirte, die ihre Bars oder Restaurants in Gegenden haben, in denen Muslime wohnen oder eine Moschee in unmittelbarer Umgebung steht, von muslimischen Migranten bedrängt. Sie fordern die Gastwirte auf, den Alkoholausschank einzustellen und auf Musik zu verzichten, da dies unislamisch sei. Dies berichtet „Het Laatste Nieuws“.

ZUR PERSON

Pazifist mit Schießbefehl



Als 15jähriger wollte er DDR-Grenzsoldat werden, den Sozialismus auf deutschem Boden verteidigen und Flüchtlinge am Verlassen des Arbeiter und Bauernstaates hindern, auch mit Waffengewalt.

Monty Schädel trat während des G8-Gipfels immer wieder als Sprecher der Gipfelgegner vor die Kameras. 1968 in Rostock geboren, machte er nach der Schule eine Lehre als Koch und trat in die SED ein. Seine Pläne, den Sozialismus mit der Waffe zu verteidigen, wurden durch den Mauerfall zunichte gemacht. Als er dann zur Bundeswehr einberufen wurde, desertierte er aus der Armee des Klassenfeindes.

Schädel beschloß, Pazifist und Berufsprotestierer zu werden, fortan mit Polizeibeamten per Du zu verkehren und sich eine ansehnliche Akte bei den Ermittlungsbehörden zuzulegen. Mit dem Gesetz in Konflikt geriet er unter anderem, weil er Asylbewerber versteckte, die abgeschoben werden sollten, gegen ein Versammlungsverbot verstieß und einen Zug mit Rekruten blockierte. Von 1998 bis 2002 war Schädel Sprecher der PDS-Fraktion für Kinder-, Jugend- und Friedenspolitik im Schweriner Landtag. Als er nicht wieder aufgestellt wurde, trat er aus der Partei aus.

Der umtriebige Schädel lernte nun auf Malta Englisch und engagierte sich bei verschiedenen linken Gruppierungen wie beim Bund der Antifaschisten, Pro Asyl, dem Flüchtlingsrat der sozialistischen Jugend und zehn weiteren Organisationen. Zwischenzeitlich war er immer wieder arbeitslos, dann absolvierte Schädel diverse Praktika. Doch weiter reichte es nie.

Vor anderthalb Jahren begann er den Protest gegen den G8-Gipfel zu organisieren. Seit Januar ist Schädel hauptamtlicher Geschäftsführer der Deutschen Friedensgesellschaft – Vereinigte Kriegsgegner (DFG-VK). *M.A.*



Introspektive Zeichnung: Mohr

Blubbernde Sümpfe

Kurt Beck steht im dunklen Wald, Reinhard Höppners findet seine neue Liebe, und Angela Merkel muß zurück zu den Wichteln / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Ängstlich schreitet Kurt Beck durch den dunklen Wald der Ungewißheit. Er sucht den „Kurs“, das „Profil“. Von beidem ist aber weit und breit nichts zu sehen.

Statt dessen setzen ihm die Häme der Medien und der leise und manchmal auch gar nicht mehr leise Spott des Koalitionspartners zu. Und überall die blubbernden Sümpfe der Linkspartei, in denen der entsetzte SPD-Chef seine Stimmen und ganze Gruppen von einstigen Genossen versinken sieht. Gerade erst ist ein halbes Dutzend höherer Juso-Funktionäre aus Niedersachsen komplett im klebrigen Morast der alten roten Parolen hängengeblieben und zu Lafontaines Ultras hinabgeglitten.

Wer ihn hinterrücks in diese Falle gelockt hat, das weiß Beck allerdings. Er war gerade in Ruanda, als er am Fernseher mit ansehen mußte, wie sich Angela Merkel aufreizend in der Gipfelsonne von Heiligendamm räkelte. Ruanda ist Partnerland von Rheinland-Pfalz. Der ostafrikanische Bergstaat ist vor 13 Jahren durch die Hölle eines unvorstellbar brutalen Bürgerkriegs gegangen. Bürgerkrieg ist die schlimmste Art von Krieg, er hinterläßt tiefe Spuren in den Menschen und prägt die Atmosphäre oft noch Generationen später. Sie bleibt gereizt, von Nervosität geschwängert und latent aggressiv.

Das muß auf Kurt Beck, der ja ein sensibler Mensch ist, abgefärbt haben. Die absaufenden Genossen im Sinn und die zum Kotzen glückliche Kanzlerin vor Augen, klappte er sein Messer auf und wollte zustechen, mitten ins soziale Herz der Christdemokraten. Doch die Union hatte die Stelle längst gründlich sozialdemokratisiert, Beck rutschte daher ab und stichelte planlos umher. Der martialische Messer-Beck schrumpfte zum quäkenden Beckmesser, der kleinlich auf die vermeintlich „unsozialen“ Punkte beim Koalitionspartner einpiekst und sich dabei mehr selbst verletzt als den verhaßten Partner.

Die Union reagierte ziemlich professionell: Hessens Koch gab sich als väterlicher Schutzpolizist und erteilte Beck vorerst nur eine Verwarnung vor dem Ende der Koalition. Bayerns CSU-Wirtschaftsminister Erwin Huber und CDU/CSU-Fraktionschef Volker Kauder schlüpften in weiße Kittel und diagnostizierten nervöse Störungen bei der SPD, die zu allerlei nicht immer ungefährlichen Dummheiten führten.

CDU-Generalsekretär Roland Pofalla allerdings konnte seine Schadenfreude über den strauchelnden SPD-Chef nicht unter Kontrolle bringen: Das sei wieder so ein typischer „Mecker-Beck“ gewesen, dieser vermasselte Angriff auf die Union. Oje, „Mecker-Beck“. Das geht zu leicht über die Lippen, um bald wieder unterzugehen. Die Medien lieben solche Brandzeichen und verwenden sie gern immer wieder.

Das hat allerdings auch etwas von Adelung. Nur die großen Männer der jüngeren SPD-Geschichte, die drei letzten Kanzler nämlich, zierten solche Beinamen wie „Gerd, der Genosse der Bosse“, „Schmidt-Schnauze“ oder „Willy Whisky“, den sie auch „Cognac-Willy“ oder den „Maharadscha von Whisky-Pur“ nannten.

> Von »Cognac-Willy« zu »Bussi-Beck«: Solche Beinamen bekommen nur die ganz Großen!

Man muß also schon etwas darstellen, um nicht einfach als der und der in den Annalen der Sozialdemokratie zu verrotten. Hat Beck das? Haben wir mit ihm gar den nächsten SPD-Kanzler vor uns?

Klingt eher unwahrscheinlich. Becks Format entspricht wohl dem, was die Pessimisten sagen. Alle wissen das, außer Beck. Er hat seine Messer-Attacke in Form eines fast ganzseitigen *FAZ*-Artikels gestartet. Das ist die Bühne für die wirklich großen politischen Würfe im Land. Der Historikerstreit nahm von dort seinen Ausgang, und Angela Merkel richtete hier Anfang 2000 Alt-Kanzler Kohl hin, was ihr Entrée zur Spitze der Politik werden sollte. Becks Auslassungen dort zu sehen läßt darauf schließen, daß ein Redakteur krank gewesen sein muß.

Was nicht heißen soll, daß der Rheinland-Pfälzer bei den Medien nicht gelitten ist. Er hat sogar eine eigene Serie. Im Magazin „Titanic“ tritt Beck allmonatlich in einer Comic-Geschichte auf als „Bussi-Beck“, eine Anspielung auf „Bussi-Bär“. Das ist allemal hübscher als „Mecker-Beck“ und auch nicht wesentlich peinlicher.

Was nicht heißt, daß ihm das Peinliche an sich peinlich wäre, dem Beck. Erst vergangenen April hat der SPD-Chef vorgeschlagen, bei künftigen Afghanistan-Konferenzen auch „gemäßigte Taliban“ hinzu zu laden. Da „gemäßigte Taliban“ auf dieser Welt so häufig vorkommen wie trockenes Wasser, war das Gelächter in Berlin ebenso laut wie das Entsetzen in Kabul.

Als indes alle die Köpfe schüttelten, blieb einer starr vor Erleuchtung. Reinhard Höppner, Präsident des Evangelischen Kirchentages, hat die Aussicht auf ein nettes Gespräch mit Osamas Leuten nicht mehr schlafen lassen. Der SPD-Politiker will die Taliban mit seiner Liebe in den Bann ziehen, damit auch sie einen menschenwürdigen Platz finden.

Daß die Taliban ihn vermutlich bei der ersten Begegnung erschießen dürften, ist dabei offenbar nicht so wichtig. Denn Höppner weiß ja, wer schuld daran ist, daß die islamischen Gotteskrieger so unfreundlich wurden: Wir selbst haben das verbockt! Wir haben die Islamisten erniedrigt, belehrt Höppner, und „Erniedrigung provoziert Terrorismus“.

Die Einsicht kommt aber spät. Warum hat man das nicht schon Frankenkönig Karl Martell gesteckt? Bestimmt hätte er den mohammedanischen Angreifern beim gallischen Tours und Poitiers im Jahre 732 nicht so den Hintern versohlt, wenn er über Höppners Weitblick verfügt hätte.

Vielmehr wäre Karl vor seine christlichen Krieger getreten und hätte „Haltet ein!“ (Höppner) gerufen und sie gemahnt, ihre muslimischen Gäste nicht zu „demütigen“, wovor Reinhard Höppner uns ausdrücklich warnt.

So wären Mohammeds Heere friedlich weitergezogen bis ans Nordmeer und nach Rußland. All die schrecklichen interreligiösen Konflikte der Folgejahrhunderte wären Europa erspart geblieben (außer denen zwischen Sunniten und Schiiten und Alewiten und so weiter), weil wir ja alle das Wort des Propheten vernommen und das Durcheinander der verschiedenen Religionen schnell überwunden hätten. Immerhin wäre uns auf diese Weise auch ein Kirchentagspräsident Höppner erspart geblieben, da das Christentum im Falle eines so geläuterten Karl Martell längst im Modder der Geschichte verschollen wäre.

Die Vorliebe der Linken für interessante Orientalen ist übrigens ein weltweites Phänomen. Der neue Held der äußersten Linken, Venezuelas Hugo Chávez, teilt sie voll und ganz. Mit Irans Ahmadinedschad ist er schon ganz dicke, und nun stellte sich heraus, daß er noch weitere schillernde Freunde im Orient hat. Chávez hat seine Landsleute aufgefordert, allen „überflüssigen Reichtum“ zu spenden, an die von seiner Partei kontrollierten „sozialen Einrichtungen“ natürlich.

Er selbst wolle als Beispiel vorangehen und umgerechnet 190000 Euro abtreten, die er von Libyens Staatschef Ghaddafi „geschenkt“ bekommen habe. Die Venezolaner mußten trocken schlucken: Ihr Präsident nimmt also „private“ Geldpräsente von ausländischen Regierungen an und reicht sie nicht etwa sofort an die Staatskasse weiter, sondern steckt sie ohne falsche Scham in die eigene Tasche, um sie später nach Gusto zu verwenden.

Dem kann unsere Angela Merkel bloß mit einer Mischung aus Ekel und Neid begegnen. Mit solcher Leichtigkeit regiert es sich hierzulande nur selten. Der G8-Gipfel, das war noch was! Ist zwar nichts herausgekommen, aber die Kanzlerin sah blendend aus, das zählt.

Nun aber muß sie sich wieder mit den Wichteln der näheren Umgebung herumärgern. Da liegt ja immer noch die EU-Verfassung auf Eis. Polen will nicht recht, die Franzosen wollen nur halb und so weiter. Merkel macht demnächst die häßliche Erfahrung, daß ihre wunderbaren Europa-Ideen an den Nachbarn ebenso abprallen wie Höppner-Reden an der Wirklichkeit.

ZITATE

Ironisch antwortet FDP-Chef ***Guido Westerwelle*** *auf die Frage, ob er eine* ***Koalition mit der SPD*** *nach den nächsten Bundestagswahlen „ausschließen“ könne:*

„Ich schließe auch nicht aus, daß ich, wenn ich jetzt nach draußen gehe, gegen einen Laternenpfahl laufe. Aber ich nehme es mir nicht vor.“

Der Vorsitzende des Bundes Deutscher Kriminalbeamter ***(BDK), Klaus Jansen****, machte im „Focus“ vom 11. Juni seinem* ***Ärger*** *über die Politik hinsichtlich der* ***G8-Krawalle*** *Luft:*

„Wir haben modernere Technik, klügere Analyse-Systeme und eine bessere internationale Vernetzung – aber über Linksextremisten wissen wir weniger als vor 20 Jahren. Das ist eine Farce.“

Die „Süddeutsche Zeitung“ vom 12. Juni lästert über SPD-Chef ***Kurt Beck*** *und seine Aufsatz-****Attacke*** *gegen die* ***Union****:*

„Kurt Beck hat jetzt einen Aufsatz geschrieben, der so beginnt: ‚Die Menschen haben ein sicheres Gespür dafür, was wichtig ist, und wer sich nur wichtig macht‘. Dieser Satz könnte ihm noch leidtun.“

Gipfellegende

Ihr könnt es begießen,
es ist nun vollbracht,
das Hornberger Schießen
der ollen Ge-Acht.

Es war von den Planern
gekonnt inszeniert
und mit Afrikanern
kosmetisch garniert.

Für die gibt es Zaster –
das hilft dem Export
und tröstet als Pflaster
die Leute vor Ort.

Auch AIDS wird dank Lobby
mit Pinke bedacht,
auf daß jenes Hobby
kein Bangen mehr macht.

Globales Erwärmen
ist sowieso Clou –
doch ohne Verhärmen
von Schorsch oder Hu!

Na, Warmluft-Tiraden
in Heiligendampf
kaschierten den Schaden
und sonstigen Krampf.

Die draußen blockierten
ja auch, wie's gehört,
von Uniformierten
nur mäßig gestört.

Denn Deeskalieren
besagt, Polizei
steht ohne Parieren
zur Steinigung frei.

Viel Spaß hat's gegeben
laut Fernsehbericht –
so viel gibt es eben
beim Kirchentag nicht.

Und volkspädagogisch
bewährt es sich sehr:
Fürs Aufräumen, logisch,
ist Zeit hinterher.

Selbst Tony, der Pudel,
singt Schwanengesang –
bei Schorsch und dem Rudel
ist's auch nimmer lang.

So hat die Legende
von Heiligendamm
ein glückliches Ende,
und drüber der Schwamm!

Pannonicus